Biogr.
1060.
t

Biogr.
1060 t

(Schleiermacher)
Delbrück

<36625242920016

<36625242920016

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. 1060 t

Der verewigte Schleiermacher.

Ein Beytrag

zu

gerechter Würdigung desselben

seinen Verehrern geziemend dargeboten

von

Ferdinand Delbrück.

BIBLIOTHECA REGIA

Bonn,
in Commission bey Adolph Marcus.
1837.

Bayerische Staatsbibliothek München

41 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Eines Tages, wenn ich nicht irre, im Frühlinge des Jahres 1806 befand ich zu Berlin mich mit dem Verewigten in einer vertraulichen Gesellschaft. Das Gespräch lenkte sich auf die Frage, welcher Tod der wünschenswürdigste wäre. „Der plötzliche auf dem Schlachtfelde“ sagte er — „Im siegreichen Kampfe für eine gerechte Sache,“ fügte der Anwesenden einer ergänzend hinzu. Und doch steht ein solcher Heldentod, wie beneidenswürdig er auch seyn möge, an Schönheit weit unter dem langsamen und schmerzhaften, welcher dem Verewigten zu Theil geworden, da er ihm vergönnte, seine hervorragende Persönlichkeit auf das herrlichste zu bewähren.

Was bisher von der Geschichte seiner letzten Tage und Stunden zur öffentlichen Kunde gelangt ist, und die Theilnahme, welche es erweckt hat, läßt nicht zweifeln, daß die nächsten Angehörigen, Zeugen seines höchst feyerlichen und erbaulichen Uebergangs aus der Zeit in die Ewigkeit, alles was er, auf der Grenze dieser und der künftigen Welt mit klarem Bewußtseyn verweilend, und den Blick bald nach der einen bald nach der andern hinrichtend, Bedeutendes, Merkwürdiges gesprochen und gethan hat, sorgsamst verzeichnet haben, um es Mitlebenden und Nachkommen als theueres, heiliges Vermächtniß zu überliefern.

Kaum werden sie hiebey vermeiden können, auch meiner zu gedenken, wie aus folgender von einem verehrten

Amtsgenossen an mich gerichteten Zuschrift erhellet, welche ich mit dessen Genehmigung hiedurch veröffentliche. Sie lautet:

Ihrem Wunsche gemäß theile ich Ihnen mit, daß es am 10. Februar Abends 7 Uhr war *), als Schleiermacher dem Prediger Jonas unter Anderm auch dieses sagte:

„Erinnerst du dich, daß ich mit dir vor nicht langer Zeit über Delbrück in Bonn gesprochen habe? Kannst du noch wieder zusammenbringen, was ich damals äußerte: so sprich es gelegentlich aus. Wiederholen kann ich es nicht. Ich bin zu schwach.“

Hiezu hat mein Freund Jonas mir folgende erläuternde Anmerkung gegeben:

Anfangs Januar (1834) kam mir No. 113. der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, December 1833, zu Gesicht, dasselbe Blatt, welches die Anzeige der von Delbrück am 17. Mai 1832 in Bonn bey Eröffnung akademischer Vorlesungen philosophischen Inhalts gehaltenen und Philosophie betitelten Rede enthält. Als ich es gelesen, sagte ich Schl.: Die Jahrbücher u. s. w.; aber Delbrück verstehe ich gar nicht in seinem Eifer gegen dich. Darauf antwortete Schl. etwa dieses: Was mich betrifft: so bin ich fest überzeugt; er ist ein durch und durch ehrlicher und rechtschaffener Mann, und er tritt gegen mich nur auf wie er es thut, weil es ihm Gewissenssache ist, gegen mich wie gegen einen Menschen ohne Gesinnung, wie gegen ein böses Princip, mit seinen stärksten und schärfsten Waffen zu Felde zu ziehen.“

Leben Sie wohl. Von Herzen grüßend

Bonn, d. 18. April 1835. Bleek.

---

*) d. i. in der 40. Stunde vor Eintritt seines Todes.

Wäre gegründet, was hier geschrieben steht, ich habe den Verewigten bekämpft als einen Menschen nicht nur ohne Gesinnung, sondern auch sogar (denn der Ausdruck „böses Princip" verstattet kaum eine andere Auslegung) von durchaus verderblichem und heillosem Streben — wäre, sage ich, dieses gegründet: so könnten seine Verehrer nicht anders als mit Verabscheuung mich von ihrer Gemeinschaft ausschließen. Und wenn ich bedenke, wie umfassend und achtungswürdig diese ist, und daß sie im Laufe der Zeiten, wenn auch nicht an Zahl, doch vielleicht an Kraft wachsen wird: so schwebt, wie ich besorge, mein Name in Gefahr, früher oder später hier und da sprichwörtlich zu werden zur Bezeichnung eines Menschen von völlig verkehrter Denkart, welcher sehend, was außer ihm keiner, und nicht sehend, was außer ihm Unzählige, die Ursache hievon nicht in seiner Verblendung aufsucht, sondern in dem Gegenstande.

Hat die Ahnung, gleich nach dem Tode in Vergessenheit zu sinken, für den Wohlgearteten etwas Niederschlagendes, so empört sich sein Gefühl bey der Aussicht, im Gedächtnisse Ehrenwerther fortzuleben als ein Uebelberufener. Hiegegen sich zu schützen gebietet die Selbstliebe, welche jeglicher zu sich tragen nicht allein darf, sondern auch soll. Ja, so viel an mir liegt, zu verhüten, daß jenen Worten ein größeres Gewicht beygelegt werde, als sie haben, ist eine Pflicht, welche ich selbst dem Verewigten schuldig zu seyn glaube. Zwar hat zwischen ihm und mir nie Statt gefunden, was man Freundschaft in engerer Bedeutung zu nennen pflegt, aber doch persönliche Zugeneigtheit, welche meiner Seits je länger je mehr gesteigert wurde durch wachsende Bewunderung seiner großen Geistesgaben, Verehrung seiner wissenschaftlichen Verdienste, Dankbarkeit für seinen Einfluß auf meine Bildung, wie sie bey ihm Nahrung empfing durch beyfäl-

lige Anerkennung, welche er meinen Bestrebungen angedeihen ließ. Ich darf also kraft des Verhältnisses, welches mich mit ihm verknüpfte, auch seinetwegen nicht dulden, daß er den, welchen er lebend werthschätzte, sterbend in Mißachtung bringe.

Demnach unternehme ich darzuthun, daß der Verewigte, jene Worte sprechend, mich verkannt hat, nebst den Ursachen dieser Verkennung, und zwar so, daß ich nicht die Form einer Vertheidigung wähle, sondern schlichter, urkundlich begründeter Erzählung meiner Streitigkeiten mit ihm, ihres Anfangs, ihres Fortgangs, und der Wendung, welche sie zuletzt ohne mein Zuthun nahmen, und wodurch sie, wie es scheint, für ihn verletzend wurden.

Im Jahre 1821 veranstaltete Dr. Augusti eine neue Ausgabe von Melanchthon's weltberufenen theologischen Lehrstücken. Die Hauptpuncte, um welche dieselben sich wenden, sind — Vernunfthaß, blinder Schriftglaube, Knechtschaft des Willens, unbedingte Gnadenwahl, Verwerflichkeit der guten Werke. — Gleichwohl rühmt und empfiehlt der Herausgeber sie angelegentlichst als lauterste Quelle unserer evangelischen Lehre, aus welcher die echte, gediegene, nüchterne Theologie zu schöpfen sey; als kurzen Inbegriff dessen, was zu einem christlichen und evangelischen Gottesgelehrten erfodert werde; als Unterweisung in ungefälschter, von schwärmerischen Träumereyen und Wahnbildern gereinigter Frömmigkeit. Ueber diese maßlose Anpreisung eines so anstößigen, eines von dem Urheber selbst späterhin völlig umgearbeiteten und der Hauptsache nach verworfenen Buchs betroffen, fühlte ich mich (ob aus reinem Eifer oder aus unreinem, das richte Gott!) unwiderstehlich angetrieben, dasselbe zu bekämpfen. Dieses geschah i. J. 1826 in einem Werkchen betitelt: „Philipp Melanchthon, der Glaubens-

lehrer. Eine Streitschrift." Es besteht aus sechs Abschnitten, deren dritter von menschlicher Willensfreyheit und göttlicher Weltregierung handelt, der vierte einschaltungsweise Lehrsätze aus Spinoza's Sittenlehre aufstellt mit erläuternden Bemerkungen. Hierüber heißt es in der Einleitung S. 3:

„Die in dem dritten Abschnitte von mir bekämpfte Lehre von Vorherbestimmung, Knechtschaft des Willens, unabänderlicher Nothwendigkeit, drohet am Anfange des vierten Jahrhunderts unserer Kirche in der Theologie mit eben der Anmaßung auftreten zu wollen, wie im Anfange des ersten, nicht wie damals unter vermeinter Schutzherrschaft eines Apostels, sondern unter wirklicher eines Philosophen. Dieses hat mich bewogen, über Spinoza's Sittenlehre eine Reihe Bemerkungen einzuschalten, die zum Verständnisse und zur Würdigung derselben beytragen sollen."

Hieran schließt sich, was S. 78 geschrieben steht; „Wie? jener in der Nacht der Blindheit tappende Heide (Kleanthes) hat vermogt, über das Geheimniß göttlicher Weltregierung und menschlicher Willensfreyheit mit Hülfe der Philosophie zu einer bündigen Gedankenverknüpfung und einer beruhigenden Ueberzeugung zu gelangen, und wir, die im Lichte des Evangeliums wandeln, sollten hieran verzweifeln, und jenem feigherzig das Feld räumen? Schimpflich wäre dieses unter allen Umständen, besonders heut zu Tage, da es nicht an Versuchen fehlt, die Satzungen verhängnißlehriger Schulweisheit mit den kirchlichen künstlich zu verflechten, um sie mit einem Heiligenschein zu umkleiden, welcher Schwachsichtige über ihren wahren Gehalt leicht verblenden kann. Hierin liegt für die Verehrer des apostolischen Christenthums ein mächtiger Antrieb, jenen Punct stets im Auge zu behalten, nicht, um darüber zu

vollständiger Einsicht zu gelangen, (was unmöglich ist) sondern nur, Trug und Täuschung abzuwehren."

Aus dem vierten Abschnitte sind als für die Geschichte des Streites besonders wichtige Stellen folgende herauszuheben:

1.

S. 123. „Wie viele Menschen giebt es, denen der Glaube an ein Leben nach dem Tode, und einen Zustand der Vergeltung verhaßt ist, weil sie dadurch sich und andere wie im Genusse so im Gebrauche des irdischen Daseyns gestört und gehemmt sehen. Entschlaget euch dieses Glaubens, sagt Spinoza's Jünger: denn freylich ist der Karakter eines religiösen Lebens die Unsterblichkeit, aber nicht eine solche, wie ihr sie euch einbildet, „außer der Zeit und hinter der Zeit, sondern wie wir sie unmittelbar haben, wie sie eine Aufgabe ist, die wir immerfort lösen. Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen, und ewig seyn in jedem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion." (Siehe Reden über die Religion. Berlin 1806. S. 177.)

2.

S. 127. „Genug dieser Anmerkungen, aus welchen sattsam hervorgeht, daß Spinoza's Lehre bey aller anscheinenden Steifheit eine wundersame Gefügigkeit besitzt, allen alles zu werden. Offenbar nämlich hegt sie ein epikurisches Element, wodurch sie die Sinnlichkeit, ein stoisches, wodurch sie die Vernunft besticht, ein ungöttliches, wodurch sie die Irdischgesinnten, ein frommes, wodurch sie die Himmlischgesinnten lockt. Die Weisen und Mächtigen der Erde begünstigt sie höchlich, indem sie der Wißsucht der einen, der Herrschbegierde der andern, dem Stolze beyder schmeichelt, aber auch der Geistesarmen und Schwachen

nimmt sie sich an, indem sie dieselben über ihre Beschränktheit, ihre Noth und Bedrängniß wenigstens tröstet.

Nimm hinzu, daß sie über den, welcher, nachdem er die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht, und sich mit seinem Gewissen abgefunden hat, ihre Grundsätze anerkennt, durch die Bündigkeit ihrer Schlußfolgen eine fast zwingende Gewalt ausübt. Was darf es dich also wundern, daß jener namhafte Ungenannte in einer Anwandlung korybantischer Begeisterung kein Bedenken trägt, den Spinoza unter die Heiligen zu versetzen, indem er seinen weisheitstrunkenen Jüngern und Jüngerinnen zuruft; „„Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt, und sah zu, wie auch Er ihr liebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war Er und voll heiligen Geistes; und darum steht Er auch da, allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht."" (Reden über die Religion Berlin 1806 S. 68.)

Ich denke im stillen Herzen: Lasset sie nur gewähren jene Thyrsusschwinger, den spinozischen Erkenntnißbaum zu hegen und zu pflegen! Welche Goldfrüchte wird er den Nachkommen bringen, als da sind mathematische Seelenlehren, physikalische Sittenlehren, sadducäische Glaubenslehren, sultanische Staatslehren!

Dreymal selig und viermal die Zeit, wo in Handel und Wandel, in Kirchen und Schulen, in Kunst und Wissenschaft, daheim und im Felde, bey Kriegeserklärungen und Friedensschlüssen, in Gerichtshöfen und Rathsgemeinden

keine andere Münze gelten wird, als die den Stempel des Gesegneten des Herren trägt, des heiligen Benedictus Spinoza!„ — — —

Welche Theilnahme die Streitschrift in meinen nächsten Umgebungen erregte, zeigt ein bereits im Monat October d. J. 1826 erschienenes Buch, betitelt: Ueber das Ansehen der heiligen Schrift und ihr Verhältniß zur Glaubensregel in der protestantischen und in der alten Kirche. Drey theologische Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Delbrück in Beziehung auf dessen Streitschrift, Phil. Melanchthon der Glaubenslehrer, von Dr. K. H. Sack, Dr. C. J. Nitzsch und Dr. Fr. Lücke. Nebst einer brieflichen Zugabe des Herrn Dr. Schleiermacher über bie ihn betreffenden Stellen der Streitschrift.

Diese Zugabe ist überschrieben: Aus einem Briefe an einen Freund am Rhein, und lautet S. 213—216 wie folgt:

Berlin, d. 22. Septbr. 1826.

Ich finde keine hinreichende Veranlassung (auf die Schrift von Delbrück) etwas zu erwiedern. Mein Grundsatz in diesen Dingen ist der, daß ein Schriftsteller keinen Beruf haben kann, sich mit einem einzelnen Leser — und mehr ist doch ein Criticus oder Gegner an und für sich betrachtet nicht — besonders einzulassen, sondern nur, wenn aus seinen Aeußerungen hervorgeht, daß auch das Publicum, welches sachverständig ist und sich die Mühe nimmt, die Acten einzusehen, in Zweifel und Verwirrung gerathen könnte, muß der Schriftsteller, da doch jeder verstanden seyn will, seinem Buche zu Hülfe kommen. In diesem Falle aber glaube ich mich, was meinen so genannten Pantheis-

mus oder Spinozismus betrifft, auch nach Delbrück's Schrift nicht zu befinden. Gewiß ist er ein bedeutender Theil des sachverständigen Publikums; aber die Mühe, die Acten einzusehen, hat er sich schwerlich genommen. Ich meine das nicht nur, was die dritte Ausgabe der Reden, *) die er sonderbarer Weise ganz ignorirt, und worin er doch die Anmerkung S. 178—180 müßte berücksichtigt haben, ehe er mich einen Spinoza's Jünger nannte, sondern von allen meinen Schriften. Denn hat er mich wenigstens stark mitgemeint S. 3, wo er von dem drohenden Wiederauftreten der Vorherbestimmungslehre redet, so mußte doch erst aus meinen Aeußerungen dargethan werden, daß ich diese Lehre weniger unter der Schutzherrschaft eines Apostels — und eines der größten Kirchenlehrer hätte er hinzusetzen sollen, wenn nicht etwa Augustin Spinozist ante Spinozam war — als unter der eines Philosophen auf die Bahn gebracht habe. Und hat er mich auch S. 78 gemeint: so gilt es, das künstlich Verflochtene zu entwirren, und zu zeigen, wie meine vorherbestimmungslehrige Schulweisheit ihre besondere Wurzel in und an meinem Kopf habe, und die vor mir anerkannten kirchlichen Satzungen auch wieder ihre besondere. So lange nun dieß beydes nicht mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit gezeigt ist, müßte ich ja Luftstreiche führen, wenn ich mich dagegen erklären wollte, weil mir kein Körper gegenübersteht, sondern ein Schatten. Wenn aber Delbrück mich S. 124 so bestimmt als Spinoza's Jünger aufführt — und da ich mich auch vor der zweyten Ausgabe der Reden schon genannt habe, mußte er doch wissen, daß er mich meine — so hätte ihm obgelegen zu zeigen, daß einige

---

*) Hier scheint ein Wort zu fehlen — vielleicht: betrifft.

wenigstens von den Sätzen irgendwo in meinen Schriften vorkommen, ohne welche nach seiner eigenen Darstellung Spinoza's System nicht bestehen kann, z. B. daß Gott ein ausgedehntes Wesen ist, daß Leib und Seele sich verhalten, wie der Gegenstand und die Vorstellung desselben, daß wer Gott liebt, nicht danach streben könne, daß Gott ihn wieder liebe u. s. w. Ehe nun jemand gezeigt hat, daß diese Sätze und was ihnen anhängt, die meinigen sind, kann es mich gar nicht kümmern, wenn mich, wer es auch sey, einen Spinozisten nennt. Unsere Freunde aber, welche wünschen, daß ich mich vertheidigen soll, werden vielleicht sagen, wenn auch nicht für einen Spinozisten, so könne man mich doch auch ohne diese Sätze noch für einen Pantheisten halten, und dieser Schein solle doch endlich gelöset werden. Das wäre freilich schön. Aber aus Achtung für den trefflichen Delbrück möchte ich es nicht auf Veranlassung seiner thun, da er sich ein so unbestimmtes Gewäsch nirgend in Beziehung auf mich hat zu Schulden kommen lassen. Uebrigens aber dünkt mich, es sey hiemit wie mit jenem. Denn ehe nicht jemand nachgewiesen hat, daß Sätze von mir aufgestellt worden, welche pantheistischer klingen als die betreffenden bekannten Bibelsprüche und die entsprechenden Stellen der bewährtesten Kirchenlehrer, oder daß die gleichlautenden Sätze bey mir einen andern Sinn haben als bey jenen, geht mich auch dieß nichts an. Gesagt hat man nun freylich dergleichen oft genug, aber nachgewiesen hat es niemand, gewiß aus einem dunkeln Bewußtseyn, daß die Nachweisung immer wieder abrutschen würde, wie der bekannte Stein des Sisyphus. In der dermaligen Lage der Sache wüßte ich auch nichts zu sagen, was nicht so eben schon Twesten (Dogmat. Vorles. 1. Bd. S. 255 Anm.) hierüber gesagt

hat, positiveres wird sich nur im Zusammenhange vortragen lassen, wenn es mir gelingt, wenigstens einen kurzen Abriß meiner Dialektik noch mitzutheilen.

Sonst aber hätte ich wohl Ursache genug, mich über den guten Delbrück zu beklagen, nicht nur, daß er mich ohne allen Grund und gegen alles billig Vorauszusetzende einen Spinozisten nennt, sondern noch mehr, daß er ungeachtet seiner persönlichen Kenntniß von mir sich so ausdrückt, daß seine Leser werden glauben müssen, er halte mich für einen der schlechtesten und verächtlichsten Jünger Spinoza's. Denken Sie nur, wie gering der immer nüchterne und besonnene Meister von einem Jünger hätte denken müssen, der Anwandlungen von korybantischer Begeisterung ausgesetzt wäre! Sehen Sie, wie Delbrück S. 124 meinen so genannten Spinozismus unmittelbar in Verbindung bringt mit dem Bedürfnisse derer, denen der Glaube an einen Vergeltungszustand verhaßt ist, weil quälende über das Grab hinausreichende Befürchtungen sie im Genusse des irdischen Daseyns stören. Eben so geht S. 127 die erwähnte Begeisterung hervor aus der zwingenden Gewalt, welche die Bündigkeit spinozistischer Lehren über diejenigen ausübt, die sich mit ihrem Gewissen schon abgefunden haben. Kurz, es würde mir nicht einmal zu Gute kommen, als ein Himmlischgesinnter durch das fromme Element in Spinoza's Lehre (S. 127) gelockt worden zu seyn. Wenn aber Delbrück dieß wirklich gemeint hat und noch dazu die politischen Insinuationen S. 126 und 128: so weiß ich nicht, wie er es bey seinem Gewissen verantworten will. Ich glaube aber das gar nicht, sondern es ist gewiß nur die Leidenschaftlichkeit des wohlgemeinten Eifers, die ihn hat übersehen lassen, wie scheinbar absichtlich er zusammengestellt hat.

So lautet die den erwähnten theologischen Sendschreiben beygefügte Zugabe. Sie veranlaßte zwischen dem Verewigten und mir nachstehenden Briefwechsel.

1.

Bonn, d. 29. October 1826.

Höchst ehrwürdiger Mann!

Die den drey öffentlich an mich gerichteten Sendschreiben über eine jüngst von mir erschienene Streitschrift beygefügte Zugabe von Ihrer Hand macht auf mich einen Eindruck, der mich unwiderstehlich antreibt, gleich nach erster Durchlesung derselben auf der Stelle die Feder zu ergreifen, um mich mit Ihnen zu verständigen.

Daß ich in dem vierten Abschnitte gedachter Streitschrift nicht die neueste Ausgabe Ihrer Reden über die Religion anführte, sondern die frühere von 1806, geschah deßwegen, weil ich bis dahin Ihre in jener ausgesprochene Ablehnung der spinozischen Lehre in Beziehung auf das, was ich in dieser als die Angel ansehe, nicht in Uebereinstimmung zu bringen vermogte mit den Grundgedanken, auf welchen Ihre Glaubenslehre (vielleicht mit Unrecht) mir zu beruhen scheint. Um mich einer Erörterung dieses schwierigen Punctes zu überheben, die offenbar in jenem Abschnitte übel angebracht gewesen wäre, oder vielmehr gar nicht Raum finden konnte, kündigte ich den eingeschalteten Aufsatz ausdrücklich an als einen bereits vor Jahren und zwar zunächst für mich allein geschriebenen. Hiedurch wurde ich berechtigt, die spätere Ausgabe Ihrer Reden unberücksichtiget zu lassen. Ich wurde hiezu sogar genöthigt, um einem Kampfe mit Ihnen auszuweichen, der gar nicht in meinem Plane lag, da ich ihn einem anderen Platze vorbehalten hatte. — Der eingeschaltete Aufsatz sollte sich

ausprägen als Selbstgespräch und Herzensergießung eines einsamen Denkers, welchem man es anmerkt, daß die Worte der Heiligsprechung Spinoza's sich von lange her seinem Gedächtnisse eingegraben, daß sie unaufhörlich ihm in den Ohren geklungen, daß sie dem Gefeyerten ihn dienstbar gemacht hatten; daß die anfangs süße Knechtschaft ihm mit der Zeit je länger desto unerträglicher ward; daß er die ihm angelegten Fesseln endlich zerbrach, und nun, wie es wohl zu geschehen pflegt, den ersten Gebrauch der wieder erlangten Freyheit gegen den Fesseler richtete.

Die öffentliche Mittheilung jener gegen das Ende freylich leidenschaftlich aufbrausenden Herzensergießung findet vielleicht ihre Rechtfertigung in dem reißenden Hange unserer Zeit zu der so genannten All-Ein-heitslehre, worunter ich verstehe die Lehre von einer alles und jedes, Belebtes und Unbelebtes, alles menschliche Denken, Thun und Leiden gleichermaßen beherrschenden und umklammernden Nothwendigkeit. Jener Hang ist, wie mir scheint, ein natürliches Erzeugniß der bey uns so hoch getriebenen Wissenschaftlichkeit: denn unter allen Lehren über die göttlichen und menschlichen Dinge ist jene nach meiner Ueberzeugung die einzige, welche einen streng folgerechten Denker zu befriedigen vermag, wodurch sie eben eine so mächtige Anziehungskraft erhält. Die Grundsätze derselben aber kann niemand anerkennen, der nicht das Bewußtseyn der Willensfreyheit für Täuschung erklärt, und dieses thun muß jeder, welcher nicht über diesen Punct einmal für immer das Wissen aufgiebt, und unter den Glauben gefangen nimmt. Den Begriff: das Bewußtsein der Willensfreyheit aufgeben drücke ich aus „sich mit seinem Gewissen abfinden.“ — In diesem Sinne mußte auch Leibnitz sich mit seinem Gewissen abfinden, weil nach dessen Lehrbegriffe

nicht weniger als nach dem spinozischen das Bewußtseyn der Willensfreyheit als Täuschung erscheint. Gegen diesen Lehrbegriff habe ich früher mich mit gleicher Stärke ausgesprochen, ohne zu fürchten, daß ich dadurch in Verdacht käme, Leibnitzen und seinen Anhängern die Sittlichkeit abzusprechen, als ob diese nach dem Innersten der Lehre, zu welcher ich mich bekenne, nicht ganz anderswo ihre Wurzel hätte als in fein gesponnenen Ideengeweben.

Hoffentlich werden Sie demnach dem allerdings anstößig scheinenden Ausdrucke: „sich mit seinem Gewissen abfinden" eine mildere Auslegung angedeihen lassen, als er von Ihnen erfahren hat, um so mehr, da ja an jener Stelle von sittlicher Würdigung irgend wessen gar nicht die Rede ist, sondern nur von der zwingenden Gewalt, welche die spinozische Lehre ihrer Natur nach über die vorzüglichsten Geister ausüben muß. Ein solcher war der von mir bezeichnete Redner doch ganz unstreitig schon im J. 1806; er ward es nicht erst 1821.

Vielleicht konnte ich das Aergerniß heben oder mindern, wenn ich S. 127 mich so ausdrückte: „Was darf es dich also wundern, daß ein Denker des ersten Ranges (aber freylich wohl nur in vorübergehender Aufwallung) einst kein Bedenken trug, den Spinoza unter die Heiligen zu versetzen." Hiedurch hätte ich freylich meine Absicht, jede persönliche Beziehung abzuwehren, besser erreicht als durch die bloße Verschweigung des Namens. Diese hatte in der That keinen anderen Zweck, als die Darstellung in den Bezirk des Allgemeinen hinüber zu spielen. Bekömmt aber hiedurch die ausdrückliche Anführung Ihrer Reden nicht etwas ganz Unschickliches? Allerdings! Ich beging aber diese Unschicklichkeit wissentlich, um des Lesers Aufmerksamkeit, so zu sagen, gewaltsam darauf hinzulenken,

daß ich hier einzig zu thun haben wollte mit der Denkart, welche, wie Sie selber theils in der Vorrede, theils S. 180 der neuesten Ausgabe der Reden sagen, eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch für die Ihrige galt, und welche, wie ich hinzuzufügen mir erlaube, manches Menschen Kopf und Herz in Zwiespalt gesetzt, und nicht wenig beygetragen haben mag, dem oben erwähnten reißenden Hange unserer Zeit zur All-Ein-heitslehre jene Schwungkraft mitzutheilen, die er noch hat, und wahrscheinlich noch lange behalten wird.

Daß ich aller dieser Vorkehrungen ungeachtet ansehnlichen Mißverständnissen ausgesetzt bleiben würde, entging mir keineswegs. Da aber von den nachtheiligen Folgen vermuthlicher Mißverständnisse keine Sie treffen konnte, da alle, ich sage alle, auf mich allein fielen: so glaubte ich das allerdings bedenkliche Spiel wagen zu dürfen, und ich wagte es getrost, weil es mir der Erreichung des Zweckes dienlich schien, den ich als einen mir gebotenen ansehe; ich wagte es getrost, in Erwägung, daß es sich mit dem guten Leumund verhält wie mit allen andern Lebensgütern. Es giebt keinen Fall, wo man ihn nicht dem, was als Pflicht erscheint, zum Opfer zu bringen, Muth und Entschlossenheit zeigen muß.

Nichts von diesen Maßbestimmungen scheint derjenige Ihrer Freunde auch nur geahnet zu haben, welcher jene rein persönlichen, in dieser Beziehung ganz bedeutungslosen Aeußerungen eines Mannes, wie ich, Ihnen gegenüber, bin, wichtig genug finden konnte, um Ihnen auf den Grund derselben eine Verantwortung abzunöthigen. Was Sie sagen, um Ihren Freund über diesen Punct zurechtzuweisen, hat meinen völligen Beyfall.

Bey den Worten „politische Insinuationen" deren

Sie sich bedienen, kann ich an nichts anderes denken als an das, was ich von den Zerrüttungen aller gesellschaftlichen Verhältnisse andeute, die in einem Zeitalter eintreten müßten, welches unter die Herrschaft der spinozischen All-Einheitslehre geriethe. Hierüber nun bin ich allerdings der Meinung, daß es in der Natur dieser Lehre liegt, allem Schönen, Hohen, Würdigen, allem, was das Leben schmückt und adelt, den Tod zu bringen. Freylich hat es mit Erstickung des Bewußtseyns der Willensfreyheit eben keine Noth. Aber höchst bedenklich würde mir doch scheinen, wenn gleichmäßig in der Philosophie und Theologie Lehren, welche sich mit jenem Bewußtseyn nicht in Einklang bringen ließen, in Schwang kämen, weil hieraus eine Trennung der Wissenschaft und des Lebens hervorgehen würde, welche für beyde gleich verderblich wirken, und im Denken wie im Handeln grause Verwirrung anrichten müßte.

Von dem Verdachte unredlicher Absicht sprechen Sie selber mich los. Aber auch so unüberlegt habe ich nicht gehandelt, wie es manchem, und namentlich einem unserer hiesigen Freunde vorzukommen scheint. Doch will ich keinesweges in Abrede stellen, daß die gepflogene Ueberlegung, wie ich in dem Gedränge streitender Foderungen mich zu verhalten hätte, auf ein anderes Ergebniß geführt haben könnte, hätte sie nicht mehr oder weniger unter dem Einflusse leidenschaftlich aufgeregter Stimmung gestanden. Fast aber möchte ich sagen, daß ich Ursache finde, des Mißgriffs, den ich etwa begangen habe, mich zu erfreuen, da er Ihnen Anlaß dargeboten hat, sich mir in einem Lichte zu zeigen, welches meinem persönlichen Verhältnisse zu Ihnen ein neues Leben giebt. Denn fürwahr! die ruhige, würdevolle Haltung, welche Sie Ihren, oder darf ich vielleicht sagen? unseren gemeinschaftlichen Freunden gegenüber

in Ansehung meiner behaupten; die Sprache, welche Sie als mein Ankläger und mein Anwalt führen, verpflichtet mich zur herzlichsten Erkenntlichkeit, die ich hiedurch bezeuge, indem ich sage, daß die innige Verehrung, welche hochbegabter Mann! ich Ihrer wissenschaftlichen Ueberlegenheit und Ihren großen Verdiensten stets dargebracht habe, nunmehr eine Beymischung liebevoller Vertraulichkeit erhält, welche für die Zukunft mir die Lesung Ihrer Schriften erheitern, und mich dadurch Ihnen hoffentlich näher bringen wird, als sonst geschehen wäre. Möchten Sie zur Belebung jener mir süßen Hoffnung diesen Brief baldigst einer freundlichen Antwort würdigen!

Mit erhöhter Gesinnung verstärkter Ergebenheit verharre ich

Delbrück.

2.

Berlin, d. 31. Decbr. 1826.

Hoffentlich, vortrefflicher Mann, haben Sie mich nicht schon aufgegeben wegen verspäteter Antwort, sondern hegen Geduld mit einem unter zeitsplitternden Geschäften und unausweichlichen gesellschaftlichen Zerstreuungen fast erliegenden. Nun sollen mir aber auch diese Ferien, ohnerachtet sie eigentlich für mich keine sind, nicht hingehen, ohne daß ich mich hinsetze, um Ihnen meine Freude darüber zu bezeugen, daß Sie meine Zugabe mit so viel Wohlwollen aufgenommen haben. Wofür ich Ihnen um so dankbarer bin, als ich selbst, da ich das Blatt gedruckt las, fand, ich hätte das wohl stärker können hervortreten lassen, wie großes ich von Ihnen halte. Für meinen Freund Groos war das aber freilich nicht nöthig. Schlecht nimmt sich nun doch einmal das flüchtige Blatt aus hinter den

drei Sendschreiben, die jedes in seiner Weise gewichtig sind und trefflich. Doch glauben Sie nicht, daß ich nur Ihre Gegner loben will. Auch Ihre Schrift habe ich mit vielem Genuß gelesen. Ihre Meisterschaft in der Sprache, Ihre rhetorische Kraft müssen jeden ergreifen, der da wünscht, auch schreiben zu können; und das edele Ihres Ringens und Strebens muß jeden gleichgesinnten erquikken. Und in diesem Genuß hat mich das, was mich selbst betrifft, gar nicht gestört. Darum schieben Sie es nicht hierauf, wenn ich Ihnen — ziemlich vertraulich freilich, aber ich schmeichle mir, daß Sie mir ein Recht hiezu einräumen — gestehe, daß die Composition Ihrer Schrift mich durch zu große Kühnheit in der Zerstückelung, gewissermaßen also, wenn Sie wollen, in der Nichtcomposition überrascht hat. In dem Antispinozistischen Abschnitt thut dieses dennoch auf mich eine große Wirkung, weil ich mir Sie es declamirend denke, und von Ihrer Meisterschaft hierin habe ich noch aus alten Zeiten eine lebhafte Erinnerung. Wenn ich aber etwas ferner trete, und sehe, wie nun dieser so gebauete Abschnitt in das übrige hineingebauet ist; und wenn mir die Beziehung auf Melanchthon — oder wenn Sie wollen, auf die protestantische Theologie — vor Augen tritt: so scheint mir der Eindruck der Festigkeit des Gebäudes dadurch sehr zu verlieren. Das alles wäre vielleicht anders geworden, wenn Sie jenen älteren Aufsatz uns nicht so lange vorenthalten hätten, als könne er nicht für sich angerichtet und aufgetischt werden. Und wie würde er willkommen gewesen sein, und wie viele Freude würde er manchen Männern gemacht haben — großen und geliebten wie Jacobi und Richter — die nun nicht mehr da sind. Seien Sie also ein anderes Mal nicht so hinterhältisch, und nehmen das nonum prematur gar doppelt — Zumal —

um dieß beiläufig zu sagen — Sie sich doch darin nicht ganz treu geblieben sind, diesen Aufsatz völlig auf dem Standpunkte von 1806 zu lassen. Denn die mathematische Seelenlehre — das ist doch Herbart? und die Sultanische Staatslehre — das ist doch Hegel? existirten damals noch nicht, und wenn ich mir von der physikalischen Sittenlehre und sadducäischen Glaubenslehre mein Theil nehmen darf: so war von beiden damals auch noch nichts zu hören.

Soll ich nun über Einen Punkt noch eben so offenherzig seyn? Es hat mich höchlich erfreut, in Ihrem Buche eine für mich hinreichende Gewähr zu finden, daß Sie nie werden zur katholischen Kirche übertreten, wozu man Sie einer großen Hinneigung sehr vielfältig geziehen hat. Nun weiß ich freilich nicht, was in Ihrem „Christenthum" steht, das mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist, ja, wovon ich erst durch Ihren Melanchthon etwas erfahren. Aber wie es mir immer nicht zu Sinne wollte, daß ein so freier Geist wie der Ihrige sich unter dieses Joch beugen sollte: so bin ich nun auf's neue befestigt. Denn so lange Sie so eifrig freie Forschung begehren — wozu der ganz unspeculative Stolberg gar kein Bedürfniß hatte — und sich eine lebendige Totalanschauung von der römischen Kirche erhalten: so bleiben Sie uns sicher. — Und hier kann ich Ihnen gleich meine herzliche Zustimmung zu einer Seite Ihrer Ansicht unumwunden zu erkennen geben. Nämlich, auch ich liebe in der Kirche eine Vornicäische Denkart, und wünsche, daß man zu derselben zurückgekehrt wäre, oder es noch thäte: denn es scheinen sich jetzt günstige Gelegenheiten dazu zu eröffnen. Die Nicäische Denkart nämlich ist diese, an Bestimmungen binden — d. h. die Kirche danach öffnen und schließen zu wollen —

welche im Streit die Majorität gehabt haben, da doch in diesen Dingen der Streit, wenn er einmal entstanden ist, als ein unendlicher gesetzt werden muß, und jede Majorität nur momentan ist. Darum wollte ich, wenn von einem bindenden Symbol die Rede ist, am liebsten mit Ihnen zur Glaubensregel zurückkehren; und die Aufnahme des Nicäischen und der späteren Bekenntnisse mit allen ihren damnamus hat mir in unserer Confession nie gefallen wollen. Aber was die Vergleichung jener Formel mit der Schrift anlangt, denke ich ganz wie unsere drei Freunde, und bin überzeugt, daß Lessing sich vergriffen hat, und Sie nach ihm. Noch mehr sichert mich in Beziehung auf Ihren Katholizismus dieses, daß Sie mir überhaupt noch nicht auf dem Punkte zu stehen scheinen, wo Sie auch nur des Christenthums im allgemeinen eigentlich bedürften. Denn Ihre Hauptschwierigkeit, Willensfreiheit mit göttlicher Allmacht zu vereinigen, finden Sie ja im klassischen Alterthum durch eine vollkommnere Approximation gelöst, als Ihnen die Schrift und alle darauf gebauete Productionen christlicher Theologie inclusive der Glaubensregel versprechen. Sie lassen das Christenthum mehr wie Jacobi sich ansprechen, ohne sich eigentlich hineinzubegeben und sind ein Eklektiker auch zwischen Christenthum und hellenischer Philosophie. Werden Sie also von diesem Standpunkte je römisch; so könnten Sie es nur werden um Anderer willen, und wenn man Ihnen zugleich einreden könnte, Sie dürften das alles dort auch. Denn die Glaubensregel, wenn Sie auch (mit Unrecht) meinten, die römische Kirche hielte an dieser fester als wir, leistet Ihnen doch keine wesentlichen Dienste zur Lösung Ihres Problems. Aber freilich eine Krisis kommt wohl noch für Sie: denn ich glaube nicht, daß Sie auf diesem Punkte

werden stehen bleiben, und sich auf die Länge begnügen können mit einem — so schrieb ich wie ich glaube auch an jenen Freund, als ich νεοτελής von Ihrem Buche kam — gleichsam Schachspielenden Gott, der, was sich auch der Gegner als Preis ausgebeten haben mag, für jeden denkbaren Zug desselben einen andern in Bereitschaft hat, um ihn unfehlbar auf das Feld hinzuführen, wo er matt werden soll. Wenn nun diese Krisis kommt, die ich für unvermeidlich halte, dann möge ein guter Geist Sie leiten, das wünsche ich eben so eifrig, als ich Sie herzlich liebe und ehre, und ich hoffe es eben so gewiß, als es zu meinem Glauben gehört, daß ein so reines Streben nach Wahrheit als das Ihrige nicht auf wesentliche Abwege führen kann. Eben diesem Ihren nur äußerlichen Verhältnisse zum Christenthum schreibe ich es zu, daß Sie gar nicht darauf eingehen können, daß es für mich bei klarer Einsicht in die Unzulänglichkeit aller so genannten Beweise nur einen christlichen Glauben an die Unsterblichkeit giebt, und auch Ihr Brief geht, gewiß aus zarter Schonung, ganz hinweg über die Ausfoderung (S. 215 der Zugabe) in Bezug auf S. 124 Ihres Melanchthon. Dennoch ist dieses ganz und im vollen Sinne meine Wahrheit, und auch die Stelle aus den Reden, welche Sie dort anführen, ruht auf den Aussprüchen Christi. „Wer da glaubt, der **hat** das ewige Leben, der **ist** aus dem Tode zum Leben durchgedrungen.“ Ganz recht haben Sie freilich, daß dadurch sowohl Hoffnungen als Befürchtungen erstickt werden, weil für beide kein Raum mehr ist in der Gewißheit des Besitzes.

Bin ich nun einmal eher als ich eigentlich wollte auf das gekommen, was in Ihrem Buche mich betrifft: so scheint mir die Sache so zu liegen, daß wir uns über mich und meine Denkart vor der Hand schwerlich verständigen

können. Denn ich weiß nichts anderes zu thun, als Sie auf das verweisen, was Sie schon vor sich haben. Ich habe den Spinoza, seit ich ihn zuerst gelesen, und das ist nun 35 Jahre her, aufrichtig bewundert und geliebt, aber sein Anhänger bin ich auch nicht einen einzigen Augenblick gewesen, und so wol mit seiner Verherrlichung in den Reden als mit der bekannten Stelle in der Einleitung zu meiner Glaubenslehre hat es genau die Bewandniß, welche Lücke und Twesten angeben. Sie nun können unmöglich meinen, daß meine Glaubenslehre auf dieser Stelle ruhe; überhaupt nicht durch unsachkundige Albernheiten wie die in der Hallischen Recension geblendet sein. Also verstehe ich auch gar nicht, wie Sie es in Ihrem Briefe meinen, daß meine Abläugnung des Spinozismus nicht stimme mit dem, was Sie für das Fundament meiner Glaubenslehre halten. Da ich nun gar nicht weiß, wohin ich mein Gewehr richten soll, um Sie zu treffen: so kann ich nichts anderes thun als die Auffoderung wiederholen, welcher dogmatische Satz meiner Glaubenslehre etwas spinozistisches voraussetze. Soll ich indeß meine Aufrichtigkeit vollenden: so setze ich Ihnen mein ganzes Selbstgespräch über Sie, nachdem ich Ihr Buch gelesen, seinem wesentlichen Inhalt nach her: Delbrück ist ketzermacherisch in der Philosophie. Wer nicht Gott und Welt auf Eine bestimmte Weise unterscheidet, von dem glaubt er, er unterscheide sie gar nicht; und wer nicht die Willensfreiheit auf Eine gewisse Weise bestimmt, von dem glaubt er, daß er sie ganz aufhebe, und dagegen hilft eben alles protestiren nichts. Aber wie ließe sich dieß bei einem so wohlgesinnten und bescheidenen Manne anders erklären, als aus einer gewissen Unfähigkeit, sich in einen Anderen hineinzuversetzen, um dessen Combination zu finden, und die kannst du doch bei

einem so vortrefflichen Kritiker als Delbrück ist, wieder nicht voraussetzen. — Doch vielleicht. Denn auf dem Gebiete der Dichtkunst und der schönen Redekunst, wo seine Kritik am meisten glänzt, ist er ruhig, begeistert zwar, aber ohne Leidenschaft und ohne Apprehension. Hier aber ist er in einem unruhigen Streben nach Ruhe, und höchst apprehensiv gegen alles, was ihn aus der Ruhe, die er schon erlangt zu haben glaubt, aufstören könnte, und daher leidenschaftlich aufgeregt gegen alle Vorstellungen, welche gewisse Saiten auf eine ihm fremde Weise berühren. Dieß ist auch der einzige Berührungspunkt, worin Spinozismus und Augustinische Prädestinationslehre ihm als Eins erscheinen können. Wie könnte auch ohne solche Aufgeregtheit ein solcher Mann etwas für eine natürliche — und das naturgemäße ist doch immer gut — Folge gesteigerter Wissenschaftlichkeit halten, und sich doch so dagegen ereifern — Und bei diesem Resultat bin ich stehen geblieben, und glaube, daß Sie sich täuschen, wenn Sie meinen, in den Satzungen der Glaubensregel jene Vereinigung gefunden zu haben. Die Regel kennt den Streit nicht, und kann ihn auch nicht heilen. Das Gericht, dessen eines nach der Dunkelheit gewendetes Auge Sie verdecken, ist ja überhaupt nicht christlichen Ursprungs, und Sie haben es bequemer in den Offenbarungen, auf welche sich Platon beruft. Wenn Sie Sich das Christenthum aber so aneignen werden, daß Ihnen die Satzung nicht mehr das erste und wesentliche ist, dann werden auch Sie diesen Streit nicht mehr kennen.

Uebrigens habe ich nicht das geringste Unrecht gegen mich darin gefunden, daß Sie den späteren als 1806 ignorirten, sondern ich habe es nur sonderbar gefunden, weil es Ihnen Nachtheil bringen mußte bei einem großen

Theil der Leser. Hätten Sie in einer Anmerkung gesagt: Ich weiß wol, daß Schl. seitdem geläugnet hat, ein Spinozist zu sein; ich verstehe aber dieses Läugnen nicht, und halte ihn demohnerachtet dafür: so glaube ich hätten Sie richtiger gehandelt. — Den Ausdruck: sich mit seinem Gewissen abfinden, wird wol nicht leicht einer Ihrer Leser so deuten, wie Sie ihn meinen, weil wir gewohnt sind, grade diesen auf die Sittlichkeit zu beziehen. Bitten Sie ihn also immer Leibnitzen und allen Deterministen ab. — Die eine politische Insinuation ist die, daß, indem Sie das Hobbesische des Spinoza, wovon doch gewiß auch nicht die mindeste Spur bei mir vorkommt, S. 126 vortragen, Sie Sich des Ausdrucks Weltgeist bedienen, bei dem jeder doch am meisten an mich denken muß. Die andere ist freilich der letzte Absatz S. 128, wo doch auch wieder das heilige stark an mich erinnert, der allerdings als Insinuation gegen mich sehr abprallen würde, da mich niemand für einen Sultanisten hält, ich vielmehr als ein Liberaler verschrieen bin. Aber hat es wol mit der Herrschaft eines speculativen Systems eine größere Noth als mit dem Aufgeben des Bewußtseins der Willensfreiheit? Mir fällt dabei immer ein, was ich einmal über die Altdeutschthümler irgendwo gelesen: denn es scheinet mir mutatis mutandis auf alle solche Apprehensionen zu passen. Wenn so ein Deutscher erst eine Deutschin am Arme hat, und ein kleiner Deutschling wird vorangetragen, dann sucht er das Brodt auch da wo es ist, nämlich im neuen Deutschland. So sind die Fichtianer immer auf den Standpunkt des gemeinen Bewußtseins zurückgekommen, und haben dem Nothstaat ohne Vorbehalt gehuldiget, und so geht es überall. Darum glaube ich eben, zu ereifern braucht man sich überall nicht, und was bruchfällig ist

an einer Disciplin, wird am besten von ihrem eigenen Schmiede reparirt. *) — — —

Doch ich muß nun den letzten Raum benutzen, um Sie um Verzeihung zu bitten, wenn ich Ihnen nun mehr geantwortet habe, als Sie verlangten. Ich würde noch nicht aufhören, wenn ich mir nicht fest vorgenommen hätte, kein drittes Blatt mehr anzulegen. Halten Sie Sich meiner großen und herzlichen Achtung versichert.

d. 2. Jan. 1827. Schleiermacher.

3.

Bonn, d. 12. August 1827.

Hochwürdiger!

Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, befangen in einer Verlegenheit, aus welcher nur Sie mich retten können.

Hiemit hat es folgende Bewandniß:

In meiner Streitschrift über Melanchthon's Hauptstücke kommen, wie auf Ihre Reden über die Religion, so auch auf Ihre Glaubenslehre Anspielungen vor, deren wegen Sie mich öffentlich zur Rechenschaft gezogen haben, mit der Auffoderung, mich näher zu erklären. In Ansehung des ersten Puncts habe ich dieser Auffoderung zu genügen gesucht durch meinen Brief vom 29. October v. J.

Gleich nach Absendung desselben faßte ich den Entschluß, in Ansehung des zweyten Punctes dasselbe zu thun, und zwar nicht brieflich, sondern buchlich. In diesem Entschlusse wurde ich mächtig bestärkt durch das Antwort-

*) Hier ist eine kurze aus einigen Zeilen bestehende Stelle ausgelassen, welche sich zur Veröffentlichung nicht eignet, und um so eher wegbleiben konnte, da sie eine ganz unwesentliche Nebenbemerkung enthält.

schreiben, womit Sie mich beehrt haben. So habe ich binnen etwa neunmonatlicher Frist die Stunden der Muße verwendet, ein Werkchen auszuarbeiten, welches den Titel führt: „Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. Friedrich Schleiermacher's christlicher Glaubenslehre. Nebst einem Anhange über verwandte Gegenstände.“

Die Erörterungen werden etwa zwölf Druckbogen füllen. Ein großer Theil der Handschrift befindet sich bereits in den Händen des Verlegers, der erste Bogen schon unter der Presse. Inzwischen kommen mir von mehreren Seiten Nachrichten zu, daß die liturgische Angelegenheit für Sie Verhältnisse theils herbeygeführt hat, theils herbeyzuführen Miene macht, unter welchen es jedem, der Sie so innig verehrt, wie ich, peinlich seyn muß, gegen Sie zu Felde zu ziehen, zumal auf einem dem liturgischen Gebiete so benachbarten, daß des einen Waffengeräusch zu dem andern hinüberschallt.

Der Gedanke, von Freund oder Feind, oder beyden, Ihren Mißwollenden beygezählt werden zu können, ist mir so widerwärtig, daß er mich bestimmt haben würde, besagtes Werkchen zurückzunehmen, hielten ihm nicht andere Gedanken das Gegengewicht.

Denn der unter uns streitige Gegenstand ist von solcher Beschaffenheit und Würde, daß auf Behandlung desselben persönliche Rücksichten keinen Einfluß äußern dürfen. Ueberdem muß ich meine Ehre als verpfändet ansehen, bis ich Ihrer öffentlich an mich ergangenen Auffoderung öffentlich genüge. Der gegen den Verleger eingegangenen Verbindlichkeiten will ich gar nicht gedenken.

Was soll ich thun?

Wie es in Ihrer Glaubenslehre kaum einen Satz giebt, über welchen ich mit Ihnen einverstanden wäre: so

wird es in meinen Erörterungen kaum einen geben, über welchen Sie es mit mir sind.

Was den wissenschaftlichen Gehalt und die künstlerische Darstellung betrifft: so werden Sie, gleich mir selber, zwischen Ihrem unsterblichen Werke und meinem tagwierigen Werkchen den Abstand unermeßlich finden, gleichwohl, wie ich mir schmeichle, dem darin sich kundthuenden Streben Ihren Beyfall nicht versagen dürfen.

Auf Ihre Gläubigen werden meine Erörterungen ungefähr denselben Eindruck machen, wie weiland auf die Schriftgläubigen die wolfenbüttelischen Bruchstücke ungesegneten Andenkens.

Was soll ich thun?

Die Kunst, mit wenigem viel und auf das treffendste zu sagen, versteht niemand meisterlicher als Sie.

Mir wäre aus meiner Bedrängniß geholfen, wenn Sie sich herablassen wollten, besagten Erörterungen ein kleines Gastgeschenk auf den Weg zu geben, um das Stachelichte derselben, welches Ihre Mißwollenden kitzeln könnte, abzustumpfen, und den einzelnen Abschnitten Maulkörbe umzuhängen, daß sie nicht wild um sich bissen.

Demnach frage ich hiemit ergebenst an, ob Sie mir erlauben wollen, Ihnen zu gedachtem Zwecke mehr erwähnte Streit- und Kampf-Schrift vor vollendetem Drucke theilweise zukommen zu lassen in zwey oder drey Sendungen?

Sollten Sie meine Bitte nicht gewähren wollen oder können: so müssen meine Leser doch schlechterdings erfahren, daß ich sie Ihnen vorgetragen habe. Lassen Sie mich also für diesen Fall gefälligst wissen, in welcher Form ich Meldung davon thun soll, wofern Sie nicht, was mir freylich das Liebste wäre, vorzögen, sich darüber auszusprechen in einigen an mich gerichteten Zeilen, die ich

könnte abdrucken lassen. Dieses zu thun würde ich nicht scheuen, sollte auch die Absagung so lakonisch ausfallen, wie einst jene Kantische gegen einen Zudringlichen ähnlicher Art, wie vielleicht Ihnen ich erscheine. Sie lautete: Daraus wird nichts.

Baldiger gewogentlicher Antwort sehe ich mit Verlangen entgegen, der ich mit inniger Verehrung verharre

Delbrück.

4.

Berlin, d. 22. August 1827.

Ihr freundliches Schreiben, mein herzlich geehrter Herr Professor, hat mich nicht wenig überrascht, indem es mir einen Kampf verkündigt, auf den ich gar nicht gerechnet hatte. Aber zuerst muß ich wol meine Antwort das aussprechen lassen, was auch meine erste Empfindung war, nämlich, daß Sie mir mit Unrecht einen Antheil zuschreiben würden an den neuen Lorbeeren, welche Ihr neues Werk Ihnen bereitet. Ich sage dieß vorzüglich deßhalb, weil mir Ihre Ausdrücke „daß ich Sie öffentlich zur Rechenschaft gezogen habe" eine unrichtige Vorstellung von dem Hergang der Sache mit jener Zugabe vorauszusetzen scheinen. Es ist keinesweges eine von jenen literarischen Fictionen, daß meine Erklärung aus einem Briefe an einen Freund genommen sei, sondern es ist wirklich so, und der Brief war ganz für ihn geschrieben, und so konnte wol keine Auffoderung an Sie darin enthalten sein. Die finde ich auch jetzt nicht darin, sondern nur eine Rechtfertigung für mein Schweigen. Dieses also vorher abgemacht freue ich mich auf Ihre Schrift: denn ich werde von allem, was Sie schreiben, sehr lebendig erregt. Wenn nun freilich, da meine Erklärung sich nur auf den so

genannten Spinozismus bezog, Sie aber sagen, Sie seien kaum über Einen Satz meiner Glaubenslehre einverstanden mit mir, ich durch Ihre Erörterungen, die sich ja auf meine Erklärung beziehen sollen, zu der Einsicht gelangte, meine Glaubenslehre sei in der That durch und durch spinozistisch oder pantheistisch inficirt: so wäre das freilich ein sehr schmerzhafter Gewinn für mich, aber doch ein Gewinn, weil Selbsterkenntniß immer einer ist.

Was nun Ihre eigentliche Frage betrifft: so ist mir, was ich thun soll, gleich gewiß gewesen; aber wie ich es sagen werde, darüber muß ich im Voraus um Ihre Nachsicht bitten. Ich finde Sie gar nicht zudringlich, sondern nur freundlich und wohlwollend; und ich Armer sitze weder auf einer solchen Kathedra wie Kant, noch bin ich sonst so lakonisch wie er, und es thut mir leid, wenn Sie von dem letzten eine etwas starke Erfahrung machen müssen. Zuerst kann ich es gar nicht anders als loben, daß Sie Sich durch Rücksichten auf meine persönliche Lage, die wol auch oft mit zu starken Zügen abgebildet wird, von der Ausarbeitung und Herausgabe Ihres Buches nicht haben abhalten lassen. Wahrheit ist ja eine Gabe, deren Werth von keinen Umständen abhängt, und ich kann ja, wenn etwa ein Unfall über mich verhängt wäre, unmöglich wünschen, daß mir dann auch die richtige Erkenntniß vorenthalten würde. Dafür aber, daß indem Sie mir diese Gabe darreichen, Sie nicht den mir persönlich mißwollenden beygezählt werden können, wenigstens nicht von Verständigen, und was gehen Sie und mich die Anderen an — dafür wird die Art, wie Sie sie darreichen, schon hinlänglich sorgen. Gläubige an mich, für die zu sorgen wäre, giebt es hoffe ich gar nicht, wenigstens wäre das ganz wider meinen Willen und ich überlasse sie ihrem Schicksal.

Wozu sollte also mein Gastgeschenk eigentlich sein? und in welcher Bedrängniß befinden Sie Sich eigentlich? Ich sehe so wenig davon ein, daß ich eben auch nicht weiß, wie ich Sie daraus lösen soll; und so kann ich mich zu nichts anheischig machen, was ich dann vielleicht ganz verkehrt und ganz gegen Ihren Wunsch ausführte. Ich habe aber noch ein Paar Gründe, für die ich Sie noch um einige Augenblicke bitten muß. Der erste ist aus einer alten Fabel genommen, und heißt vestigia terrent. Ich finde nämlich nicht, daß sich Herr ꝛc. Augusti weder um sich selbst, noch um die Sache, noch um Sie ein sonderliches Verdienst erworben hat durch das Ihrer ersten Schrift mitgegebene Gastgeschenk, und ich kann mir nicht zutrauen, daß ich mich in eine bedeutend bessere Lage hiebei sollte setzen können. Der zweite: ich würde mich zu etwas anheischig machen, ohne zu wissen, was es eigentlich sei. Es kann ja sehr wohl sein, daß, wenn ich Ihre sieben Abschnitte sehe, welche meine ganze Glaubenslehre verzehrt haben, ich wirklich gar nichts oder nichts in der Kürze einer Zugabe zu sagen wüßte; ja ich gestehe, daß mir dieses überwiegend wahrscheinlich ist. Drittens endlich bin ich gar nicht so schnell als Sie vielleicht meinen, sondern vielmehr sehr langsam; und ich weiß schon, Ihre Abschnitte würden mich gefangen nehmen; die erste Sendung würde mir nichts helfen ohne die letzte; ich würde sie dann erst im Zusammenhange studiren wollen; und dann würde erst die Verlegenheit entstehen, was im Gastgeschenk zu sagen, und was auf eine ausführlichere Entgegnung zu versparen wäre: denn ich möchte nicht solche Dreimänner finden, die mir diese abnähmen, wie Herr Augusti sie gefunden hat. Kurz, mir würde angst und bange werden, weil Ihr Setzer wartete, und Sie und das Publicum dazu, welches in solchen Fällen immer schon

im Geheimnisse zu sein pflegt; und so könnte ich gewiß nichts gescheidtes, nichts, das Ihrer würdig wäre, hervorbringen, und dabei behielte ich noch immer das böse Gewissen, die Erscheinung Ihres Werkes verzögert zu haben. Diese Gründe selbst zu widerlegen, habe ich mir schon viele Mühe gegeben, aber ohne meinen Zweck zu erreichen.

Bleiben Sie nun bei dem Entschlusse, daß auch von Ihrem freundlichen Erbieten und meiner ablehnenden Antwort das Publicum Kenntniß erlangen soll: so kann ich leider auch hiezu weder Rath geben noch Hülfe leisten, weil, wenn ich nicht weiß, zu was Ende, ich auch die rechte Art und Weise unmöglich angeben kann. Sie haben also hierin ganz freie Hand meinetwegen, und ich bin meiner Sache sehr gewiß, daß Sie den Sinn meiner Ablehnung nicht entstellen werden.

Ich habe übrigens noch einen anderen Grund im Hintergrunde, der allein hinreicht für ein Publicum, und mit dem ich völlig hätte auskommen können, wenn mir nicht daran gelegen hätte, Ihnen die anderen auch mitzutheilen. Nämlich schon am 3. Sept., also ehe Ihre erste Sendung hier sein könnte, verreise ich, und komme erst im October zurück. Dann habe ich mit Vorbereitung auf die Vorlesungen und andern Dingen, die an sich zwar unbedeutend sind, aber das Wort Muße doch nicht aufkommen lassen, so viel zu thun, daß ich nicht absehen kann, wie bald ich mich mit Lust und Nutzen an Ihre Abschnitte würde geben können.

Und nun lassen Sie mich für jetzt Abschied nehmen mit dem herzlichsten Dank für Ihr freundliches Anerbieten und den besten Wünschen für baldige glückliche Vollendung Ihrer Arbeit. Wie weit wir auch aus einander gehen mögen, wir haben doch dasselbe gemeinsame Interesse, die

Wahrheit, und dieselbe Methode sie zu fördern, die Liebe. Und unter diesem gemeinsamen Wahlspruch, bin und bleibe ich in herzlicher Hochachtung der Ihrige.

Schleiermacher.

Hiemit endete dieser Briefwechsel; und es erlitt bald darauf das bisherige Verhältniß zwischen uns eine völlige Umwandlung in Folge meines Buches, welches zum Zwecke hatte, darzuthun, daß Schleiermacher's evangelische Glaubenslehre ihrem innersten Wesen nach mit den unveränderlichen Grundsatzungen des apostolischen Christenthums unvereinbar sey. Als Mittelpunct jener ist anzusehen das Lehrstück von der Sünde und Gnade, woselbst alle Fäden des mit bewunderungswürdiger Kunst geflochtenen Ideengewebes wie in einen Knoten zusammenlaufen, den man lösen muß, um sie in ihre Bestandtheile zu zerlegen. Dieses habe ich zu thun versucht in dem fünften Abschnitte meines Buchs, welchen ich daher kein Bedenken trage als den Kern desselben auszuzeichnen: denn es tritt hier der Gegensatz zwischen dem, was bisher für Christenthum galt, und dem, was der Verewigte als solches darbietet, mit solcher Schärfe hervor, daß an Ausgleichung und Vermittelung gar nicht zu denken ist, indem man das eine von beyden nicht wählen kann, ohne das andere gänzlich zu verwerfen. Von meinen Gegnern erwartete ich daher, daß sie gerade an dieser Stelle den Kampf aufnehmen würden, um mich in jener Erörterung entweder des Irrthums zu überführen, oder sich überwunden zu bekennen. Meine Erwartung ist nicht völlig getäuscht worden: denn bereits im Sommer des Jahres 1828 erschien in der Zeitschrift für theologische Studien

und Kritiken 1, 3 von Dr. Nitzsch über mein Werk eine Beurtheilung, wo S. 658 Folgendes geschrieben steht:

„Ein solches System (dergleichen Pythagoreer, spätere Stoiker, Platoniker, Spinoza aufstellten) hat keinen Platz für das wirkliche Böse. Will es dennoch die Ponerologie, weil diese der Hebel der Heilslehre ist, aufnehmen und gültig machen: so ist eine gewisse Täuschung über die einschlagenden christlichen Lehren fast unvermeidlich. Rec. meint, daß die Darstellung des christlichen Bewußtseyns von der Sünde, wie sie in Schleiermacher's Glaubenslehre vorhanden ist, von einer solchen Selbsttäuschung nicht ganz frey sey, und stimmt in dieser Hinsicht dem Verfasser (der Erörterungen) mehrentheils bey."

Daß von einer theilweisigen Zustimmung oder Abstimmung über diesen Punct nicht die Rede seyn könne, leuchtet von selbst ein. Wie daher Schleiermacher mit vollem Rechte sagen konnte (ob er es es gesagt hat, weiß ich nicht): Wer wie Rec. in dieser Lehre nicht für mich ist, der ist gegen mich: so wird mir vergönnt seyn, zu sagen: Wer wie Rec. in dieser Lehre nicht gegen mich ist, der ist für mich, wie sehr er auch durch beschränkende Ausdrücke — nicht ganz — mehrentheils — das eine wie das andere von sich abzuwehren suche, da solche Maßbestimmungen der Natur der Sache nach hier nicht Statt finden können.

Diese Beypflichtung schien mir und scheint mir noch um so bedeutender, da sie sich in einer Beurtheilung meines Buches befindet, welche nicht weniger als 28 Seiten füllt, und von Anfange bis zum Ende fast lauter Tadel enthält, meist in einem hochfahrenden, höhnischen, wegwerfenden Tone, der sich unter anderem S. 644 vernehmen läßt, wie folgt:

„Irrt sich Recensent nicht: so heißt das, mit Sophismen

seinen Gegner bekämpfen" und S. 649: „Sonst aber haben wir uns zu hüten, daß wir uns nicht durch ein voreiliges Eifern gegen das Athanasianische Symbol denselben Züchtigungen preiß geben, welche vor nun schon manchem Jahrzehend über Herrn Johann Bunkel ergingen" und S. 665: „So oft der Herr Verfasser auf die Reformatoren und die Reformation zu sprechen kommt, pflegt er Unwahres und zwar Verringerndes zu sagen" und S. 667: „Kaum hätte ein absichtlicher Textverdreher unwahrer auslegen können, und S. 668: „Hat Rec. in dieser Kritik die Gränzen der Gelassenheit überschritten, so wird es doch nur an solchen Orten geschehen seyn, wo er es mit Urtheilen zu thun hatte, welche über die Grundlagen des Protestantismus mit eben so geringer Kenntniß als großer Entschiedenheit absprechen."

Von einem so verehrten Manne, gegen welchen ich mir bewußt bin, die ihm gebührende hohe Achtung in keiner Beziehung jemals aus den Augen gesetzt zu haben, so behandelt zu werden, that mir wehe; doch verschmerzte ich es bald in Erwägung, ein wie großes Gewicht hiedurch die oben erwähnte Beypflichtung erhält, die er ja nicht ausgesprochen haben würde, wäre sie ihm nicht durch die Kraft meiner Beweisführung entrissen worden. Ja! ich bekenne, daß ich nach vollbrachter Lesung jener Recension meinen Auszug derselben durchsehend, bey Erblickung der oben angeführten Worte unwillkührlich ausrief: *Οὕτως ἰσχυρόν ἐστιν ἡ ἀλήθεια, ὥστε πάντων ἐπικρατεῖν τῶν ἀνθρωπίνων λογισμῶν.* — So mächtig ist die Wahrheit, daß sie alle menschliche Vernünfteleyen überwältigt — ein Ausspruch des Redners Aeschines, welchen Cicero in seiner pomphaften Wortfülle so nachgebildet hat: O magna vis veritatis, quae contra hominum ingenia, calliditatem, solertiam, con-

traque fictas omnium insidias facile se per se ipsa defendat — O große Macht der Wahrheit, welcher leicht fällt, gegen der Menschen Dichten und Trachten, Ränke und Kunstgriffe, gegen aller und jeder noch so verschmitzte Anschläge sich zu vertheidigen durch sich allein. —

Ueber die Aufnahme, welche mein Buch bey dem Meister selbst gefunden, erfuhr ich nichts bis zur Erscheinung des ersten seiner an Dr. Lücke gerichteten Sendschreiben in der genannten Zeitschrift vom J. 1829 (II, 2). Hievon bekam ich die erste Kunde durch einen Freund, welcher es zwar selbst noch nicht gelesen hatte, wohl aber von einem Urtheilsfähigen gehört haben wollte, Schleiermacher habe darin seine Gegner so derb mitgenommen, daß diese nun wohl nicht weiter mucksen würden, am strengsten sey ich von ihm behandelt worden. Dieß regte meine, ich weiß nicht soll ich sagen Neugierde oder Wißbegierde oder beydes, so mächtig auf, daß ich mit Ungeduld der Stunde des folgenden zu meinem Glücke geschäftslosen Tages entgegen sah, wo ich einen Abdruck in die Hände bekommen sollte. Die Zwischenzeit benutzte ich, mir die Puncte zu vergegenwärtigen, welche der Meister unstreitig zur Sprache bringen würde.

In der oben mitgetheilten brieflichen Zugabe vom Septbr. 1826 verlangt er, um sich mit mir einlassen zu können, nur, ihm mit einiger Wahrscheinlichkeit zu zeigen, daß seine vorherbestimmungslehrige Schulweisheit ihre besondere Wurzel in und an seinem Kopfe habe, und die vor ihm anerkannten kirchlichen Satzungen auch wieder ihre besondere. — Um diesem Verlangen zu entsprechen, suche ich S. 139 — 150 meines Buches darzuthun, daß wie seine gesammte Theologie, so namentlich seine Lehre von Willensfreyheit und Vorherbestimmung mit der altapostolischen,

paulinisch = augustinischen des einhälligen Christenglaubens nicht das Mindeste gemein hat, daß beyde von der Wurzel bis zur Krone ganz ungleichartige Gewächse sind.

Eben daselbst beruft er sich, um seine Lehre gegen den Vorwurf des Pantheismus zu schützen, auf eine Anmerkung in Twesten's dogmatischen Vorlesungen. Ich unterwerfe (S. 198 — 209) diese Anmerkung einer sorgfältigen Zergliederung, in deren Folge die darin aufgestellte Begriffsverknüpfung von selbst auseinander fällt, zum Beweise, wie schlimm es um eine Sache stehen müsse, deren Palladium so wurmstichig ist.

Mich hiemit nicht begnügend greife ich seine Erklärung der Dogmatik an, seine Bestimmung des Begriffs der Religion, sein Verfahren bey Ausmittelung des Wesentlichen des Christenthums; ich enthülle das von ihm aufgestellte Christusbild, um die Unähnlichkeit desselben mit dem kirchlichen augenfällig zu machen; ich zeige, daß er als folgerechter Denker den Glauben an persönliche Fortdauer nach dem Tode preiß geben muß, und nicht retten kann, ohne sein ganzes Lehrgebäude über den Haufen zu werfen. Hiebey halte ich mich streng innerhalb der Gränzen der Wissenschaftlichkeit, spreche, wie das Sendschreiben selbst mir bezeugt, von seiner Person nie anders als mit höchster Achtung und innigster Verehrung, versäume auch nicht, bemerklich zu machen, es sey hier nur die Rede von Spähungen, welche ihren Sitz im Kopfe haben, nicht selten dem Herzen ganz fremd bleiben.

Demnach hoffte ich, gründlicher Belehrung oder Umlehrung gewürdiget zu werden. Diese Hoffnung stieg, als ich bey vorläufigem Umblättern des Sendschreibens S. 281 auf die Stelle traf, wo er seinen Freund, den Dr. Nitzsch, als den Mann nennt, von dem er am liebsten sowohl ge=

lobt werde als auch getadelt unter allen, die sich mit seiner Glaubenslehre beschäftiget, eben den Gelehrten, welcher an dem oben angeführten Orte in der Lehre von der Sünde und der Gnade sich gegen ihn und für mich erklärt hatte, ihm also, wie man meinen möchte, rechtfertigende Erläuterung dieses Hauptpunctes zum Bedürfnisse machen mußte.

Aber es wurden leider alle meine Erwartungen gänzlich getäuscht, da ich fand, daß er bey Nebensachen verweilend, das Wesentliche meiner Einwürfe ganz unberücksichtiget gelassen und, was das Schlimmste, seine Angriffe nicht gegen meine Behauptungen, sondern gegen meine Person gerichtet habe.

Das ist eine schwere Beschuldigung, welche Beweis fodert. Hier ist er:

S. 68 seiner Glaubenslehre (erster Ausgabe) sagt er:

„Dann aber muß auch, den Pantheismus einheitsmäßig gedacht und an der gewohnten Formel Ἓν καὶ πᾶν festgehalten, zugegeben werden, daß die Frömmigkeit eines Pantheisten völlig dieselbe seyn kann, wie die eines Monotheisten, und daß die Verschiedenheit des Pantheismus von der allgemein verbreiteten Vorstellung ganz auf dem speculativen Gebiete liegt."

Diesem Ausspruche setze ich S. 77 Folgendes entgegen:

„Ein rechtschaffener Pantheist (Gottweltgläubiger, Allgöttigkeitsbekenner) kann in den vier sittlichen Angeltugenden der Verständigkeit, Gerechtigkeit, Geistesstärke und Besonnenheit nach Gehalt und Gestaltung einen rechtschaffenen Monotheisten (Gotteinheitsbekenner) völlig erreichen; ja übertreffen; ihrer beyder Frömmigkeit aber muß ein durchaus verschiedenes Gepräge annehmen, da sie bey dem einen sich auflöset in das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von dem Weltgeiste, bey dem andern aber in einer

Gesinnung besteht, kraft deren er den eigenen Willen dem heiligen Willen des Welturhebers unterzuordnen sich bestrebt." Hiezu gehört die Anmerkung S. 82:

„Jene All-Ein-heitslehre von der Gottwelt oder dem Weltgotte als dem einzigen selbständigen und selbstthätigen Wesen, welches alles in allem wirket nach bestimmten aus seiner Wesenheit fließenden Gesetzen unabänderlicher Nothwendigkeit — in welchem Verhältnisse steht sie zur Sittlichkeit?

Hierüber denke ich so:

Bemächtiget sie sich einer gesunden, edlen, kräftigen, wohlgeordneten, liebreichen Seele von einem zarten und tiefen Gefühl für recht und unrecht, welches in der Jugend reichlich genährt und sorgfältig geübt worden: so kann sie diese nicht hindern, die höchste ihr erreichbare Stufe der Weisheit und Tugend zu ersteigen, weil sie nicht vermag, in einer solchen Seele den Glauben an persönliche Willensfreyheit zu ersticken, obgleich sie ihn für Täuschung erklärt. Zum Beweise hievon diene statt aller das Beyspiel Antonin's, dem unter den schönsten Zierden unseres Geschlechts eine der ersten Stellen gebührt.

Bemächtiget sie sich dagegen einer gemeinen, kranken, verwilderten, lieblosen Seele, von einem rohen oder stumpfen Gefühle für recht und unrecht, dessen Ausbildung und Schärfung in der Jugend vernachläßiget worden: so wirkt sie unwiderstehlich darauf hin, diese in unheilbare Lasterhaftigkeit und Zerrüttung zu stürzen, weil es ihr leicht wird, in einer solchen Seele die Einsprache des Gewissens gänzlich zum Schweigen zu bringen. Hierauf deutete ich in meiner Streitschrift (S. 131 — 133,) veranlaßt durch eine Mittheilung des Tacitus."

Hievon nun nimmt der Verewigte S. 277 des

Sendschreibens Anlaß zu folgendem Ausfall gegen mich: „Ein anderer, als er in der Einleitung zur Glaubenslehre die beyläufige Bemerkung liest, es könne auch eine pantheistische Frömmigkeit geben — eine Bemerkung, die ich dem schuldig zu seyn glaubte, was ich in den Reden über Spinoza gesagt hatte, von der ich aber selbst bemerke, sie gehöre gar nicht dahin, weil keine Religionsform pantheistisch sey —, klatscht sein εὕρηκα in die Hände, und ruft, was dürfen wir weiter Zeugniß! Was kann ich anderes thun, als den Mann, der auf dieselbe Bedingung, ich weiß nicht was alles seyn müßte neben dem, was er ist, seinem etwas wunderlichen Schicksal überlassen? Denn zum Beweise auffordern, daran habe ich mit dem Einen Male genug, wenn ich mich nicht noch mehrerer Bücher schuldig machen will, die eben so wenig zum Ziele führen möchten, aber gewiß nicht alle eben so schön und kunstreich geschrieben seyn würden als das Delbrückische."

Was hier zu lesen ist von einem kindischen Gefunden, welches ich händeklatschend ausgerufen haben soll, ist völlig aus der Luft gegriffen; es ist ungerecht, nicht nur ungerecht, sondern auch lieblos. Noch liebloser, weil zweydeutig und boshafter Auslegung fähig, das gleich Folgende von dem etwas wunderlichen Schicksale, welchem er nicht umhin könne mich zu überlassen. — Was konnte er hiemit meinen? Nach langem vergeblichen Sinnen habe ich Folgendes als das Wahrscheinlichste herausgebracht:

In seinem Briefe vom 31. Decbr. 1826 spricht er von einer unnatürlichen Seelenspannung, in welcher ich mich befände, von meiner Hinneigung zum Katholikenthum, von einer mir unvermeidlich bevorstehenden Krisis. Vielleicht glaubte er, daß ich in Folge dieser Krisis, wenn sie sich einstellte, eines von beyden thun müßte, entweder zur

römischen Kirche übertreten, oder zu der nach seinen Grundsätzen sich gestaltenden neu evangelischen. Aus meinem Buche mochte ihm klar werden, daß ich gegen diese nach wie vor unüberwindliche Abneigung hegte, ohne der römischen näher gekommen zu seyn. Letzteres sage ich in Beziehung auf die S. 135—138 aufgestellten zwanzig Sätze, welche nach meiner persönlichen Ueberzeugung die Grundsatzungen des apostolischen Christenthums bilden. Gesetzt, es wäre unter ihnen kein einziger, welchen die römische Kirche nicht anerkennete: so liegt doch am Tage, daß diese von ihren Anhängern noch für viele andere abgeleitete Lehren unbedingte Annahme fodert, woraus folgt, daß wer diese verweigert und außerhalb jener Hauptsatzungen in Bestimmung dessen, was apostolisch sey, sich eigenes Urtheil vorbehält und unbeschränkte Lehrfreyheit in Anspruch nimmt, nicht Genosse derselben werden kann. Hatte nun der Verewigte bey den angeführten Worten diese meine kirchliche Stellung vor Augen, in der Meinung, ich verdanke sie nicht gewissenhafter Prüfung und einsichtiger Wahl, sondern der Waltung des Geschicks: so lasse ich mir das gern gefallen, wofern man mir nur gestattet, mein Schicksal in dieser Beziehung nicht ein etwas wunderliches zu nennen, sondern ein holdes und freundliches, über dessen Einfluß auf mein inneres Wohl und Wehe ich nicht nur keine Ursache finde mich zu beklagen, sondern hinreichende, mich zu freuen. Freylich! Da bey so bewandten Umständen die römische Kirche mich nicht aufnehmen kann: so stünde es schlimm um mich, wenn die protestantische mich ausstieße. Hiemit aber hat es keine Noth, denn ich werde in dieser meinen Platz gegen jeden, der ihn mir etwa streitig machen wollte, zu behaupten wissen, ungeachtet ich das richtschnurliche Ansehen der heiligen Schrift in Bestimmung der

Glaubenslehren nicht anerkenne, ungeachtet ich behaupte, im Geiste des echten Protestantenthums liege nichts, was innigster Achtung für echtes Katholikenthum widerstrebt; ungeachtet fast alles, was ich in meinem Buche und in dem früheren (Melanchthon betitelten) über die Reformation und die Reformatoren sage, das Unglück gehabt hat, einem unserer ersten Theologen jetziger Zeit höchlich zu mißfallen, und ihn dermaßen außer Fassung zu bringen, daß er .... Doch ich will lieber verschweigen, was mir auf den Lippen schwebte, weil es andern eben so unziemlich scheinen könnte, wie mir selbst, was ich damit rügen wollte.

In dem Briefe vom 22. August 1827 läugnet der Verewigte, mich wegen meiner Aeußerungen über seine Glaubenslehre öffentlich zur Rechenschaft gezogen zu haben; in der angeführten Stelle des Sendschreibens gesteht er es ein, beyfügend, „denn zum Beweise auffordern, daran habe ich mit dem Einen Male genug, wenn ich mich nicht noch mehrerer Bücher schuldig machen will, die eben so wenig zum Ziele führen möchten, aber gewiß nicht alle eben so schön und kunstreich geschrieben seyn würden, als das Delbrückische."

Wer sieht nicht, wie tief er hiedurch mein Buch seinem Inhalte nach herabsetzen will, und doch legt er ihm das Lob schöner Darstellung bey, ohne zu merken, in welche Widersprüche er sich hiedurch verwickelt. Oder kann es in Mittheilungen über so hohe Dinge eine Schönheit der Darstellung geben, die nicht ihren Glanz von der Wahrheit empfängt? Damit meine ich: kann etwas auf diesem Redegebiete den Eindruck des Schönen machen, wenn es nicht das Gepräge tief gefühlter Ueberzeugung an sich trägt? Eine solche aber, wie irrig sie auch an sich seyn möge, verdient Achtung, nicht aber und unter keinen Um-

ständen eine so schnöde Herabwürdigung. Auch kunstreich soll meine Darstellung seyn, und doch bin ich mir keines Strebens nach Redekunst bewußt, wofern hierunter etwas anderes zu verstehen ist, als wessen jeder sich zu befleißigen hat, welcher wagt, den Lehrstuhl zu besteigen, oder als Schriftsteller aufzutreten.

Unter den kurz vorher erwähnten zwanzig Sätzen lautet S. 137 der dreyzehnte:

„Eben so wenig darf man sagen, daß wer Böses thut, der von Gott gegründeten Weltordnung entgegenwirke, sondern nur, daß er ihr entgegenstrebe, weil sie so eingerichtet ist, daß, welchen Gebrauch die freyen Wesen von ihrer Freyheit auch machen mögen, sie unerschütterlich besteht.“ Diesen Satz hatte ich schon in der früheren Schrift über Melanchthon S. 60 ausgeführt. Hierauf bezieht sich, was der Verewigte in dem Briefe vom 31. Dcbr. 1826 sagt: „Aber freylich eine Krisis kommt noch wohl für Sie: denn ich glaube nicht, daß Sie auf diesem Puncte werden stehen bleiben, und Sich auf die Länge begnügen können mit einem — so schrieb ich, wie ich glaube, auch an jenen Freund, als ich νεοτελής von Ihrem Buche kam — gleichsam Schachspielenden Gotte, der, was sich auch der Gegner als Preis ausgebeten haben mag, für jeden denkbaren Zug desselben einen anderen in Bereitschaft hat, um ihn unfehlbar auf das Feld hinzuführen, wo er matt werden soll.“

Allem Ansehen nach ließ ich diesen Einfall unbeachtet, hätte ich nicht besorgt, er möchte durch den erwähnten Freund, welcher früher als ich selbst damit beschenkt worden, sich weiter verbreiten, und bey des Meisters Jüngerschaft ein Stichwort werden, um eine der erhabensten Ideen, in welcher Platon, Kleanthes, Leibnitz, Lessing, Hemsterhuis

sich begegnen, dem Gelächter preiß zu geben. Um sie gegen solche Unbill zu schützen, begleitete ich besagten Lehrsatz S. 155 meines Buchs mit folgender Anmerkung:

„Diesen Lehrsatz suchte einst ein spinozischer Witzling auf Spott zu ziehen, indem er sagte: Nach dieser Vorstellungsart erscheine Gott als Schachspieler, der die Partie gewinnen müsse, der Gegner möge ziehen, wie er wolle — worauf ein völlig witzloser und ganz einfältiger Mensch antwortete: Wenn ich nur die Wahl habe, entweder unseren Herrgott mir unter dem Bilde eines Meisters im Schachspiele vorzustellen, oder mich und alle andere Menschen in Drahtpuppen zu verwandeln: so entscheide ich mich unbedingt für jenes." Hier persönliche Anspielung erkennen konnte schlechterdings niemand, höchstens wittern nur der eine, welchem die vom Schachspiel hergenommene Gleichnißrede aus des Meisters brieflicher Mittheilung erinnerlich war und scheinen konnte auf demselben Wege mir zugekommen zu seyn.

Dieses alles wohl erwogen, erlaube ich mir zu fragen, was den Verewigten berechtigte, jener Anmerkung in dem Sendschreiben eine so unmilde Auslegung zu geben, wie er S. 279 thut.

„Setze ich ihm aber in einem wohlgemeinten herzlichen Briefe, meines Wissens ohne alle Zuthat von Witz, auseinander, was mir unangemessen erscheint und inconsistent in seiner Vorstellung von Gott: so antwortet er mir gedruckt, und nennt mich doch wieder einen spinozischen Witzling, was ich wenigstens nicht in der Art eines guten einfältigen Menschen finden kann."

Diese Auslegung nannte ich so eben unmilde; ist sie aber nicht mehr als unmilde? streift sie nicht an das Feindselige hin? denn ihr zu Folge kann ja der über das

Sachverhältniß nicht unterrichtete Leser kaum anders als glauben, ich habe, ihm wehe zu thun, etwas mir anstößig Scheinendes, welches er mir vertraulich mitgetheilt hatte, unter seinem Namen veröffentlichet. In diesem Falle verdienete ich noch weit härtere Vorwürfe. Aber ich habe mich eines solchen Verraths der Freundschaft nicht nur nicht schuldig gemacht, sondern nicht einmal verdächtig, da es eben so wenig meine Absicht sein konnte, in dem spinozischen Witzling ihn zur Schau zu stellen, als mich selbst in dem völlig witzlosen und ganz einfältigen Menschen mit seiner vielleicht nicht untreffenden, aber doch ziemlich plumpen und bäuerischen Antwort.

Wie freut es mich, in dem Sendschreiben unter den gegen mich gerichteten Stellen wenigstens eine zu finden, welche ich als treffend anerkennen muß. Sie bezieht sich auf seine Lehre vom Wesen Gottes, welche drey Hauptstücke enthält. Das erste derselben führt alle göttliche Eigenschaften zurück auf die Allmacht; das zweyte sagt aus, Gott sey ein alles in allem wirkendes, aber weder etwas zu wollen noch zu müssen fähiges Wesen, welches nicht dürfe unter den Gegensatz der Freyheit und Nothwendigkeit gebracht werden; das dritte legt dem Glauben an göttliche Welterhaltung ein viel größeres Gewicht bey als dem Glauben an göttliche Weltschöpfung, sofern die Welt, um zu entstehen, Gottes nicht bedurfte, wohl aber sein bedarf, um zu bestehen.

Nachdem ich die Unvereinbarkeit dieser Lehren mit den christlichen dargethan habe, unternehme ich, das gegenseitige Verhältniß beyder zu veranschaulichen, indem ich sage, die bekannte Liederstrophe:

Was unser Gott geschaffen hat,
Das will er auch erhalten,

Darüber will er früh und spat
Mit seiner Gnade walten. —

sey im Sinne des Meisters so umzubilden:

Auch was Gott nicht geschaffen hat,
Das muß er doch erhalten,
Darüber muß er früh und spat
Mit seiner Obmacht walten.

Hierüber läßt der Verewigte S. 279 sich also vernehmen:

„Und die Strophe, die er in meinem Namen gedichtet hat, ist ein besonderer Liebesdienst. Fehlt es etwa an Verherrlichung der göttlichen Gnade in meiner Glaubenslehre? oder habe ich mich nicht eben so gegen alles Muß in Gott erklärt, wie gegen jede Aehnlichkeit mit einer auf Wahl, das heißt auf Schwanken und Unsicherheit gegründeten Freyheit? Aber antworten läßt sich doch hierauf nicht. Denn ich bin eben kein Dichter, daß ich auch eine Strophe dichten könnte in seinem Namen.“

In Ansehung des ersten Punctes erwiedere ich, daß allerdings in seiner Glaubenslehre vielfach die Rede ist von göttlicher Gnade, aber nur in Beziehung auf die Sünde, nicht aber auf Erhaltung der Welt, worauf allein es hier ankömmt. Von dieser Seite ist die umgebildete Strophe untadelhaft — Was aber den gerügten Ausdruck Muß betrifft: so räume ich ein, in diesem mich vergriffen, und bedaure, statt seiner nicht einen passenderen gewählt zu haben, der sich mir in diesem Augenblicke wie durch Eingebung darbietet in dem veralteten Hülfswort thun. Die hienach umgebildete Strophe, welche lauten würde:

Auch was Gott nicht geschaffen hat,
Das thut er doch erhalten,

Darüber thut er früh und spat
Mit seiner Obmacht walten.

stellt jedem frey, die welterhaltende Wirksamkeit Gottes aufzufassen entweder als eine freywillige, oder als eine nothwendige, oder als eine theils freywillige, theils nothwendige, oder endlich in des Meisters Sinne, als eine weder freywillige, noch nothwendige, das heißt, als eine völlig undenkbare.

Vergönnt sey mir, bey dieser vielleicht unschicklichen Gelegenheit anzumerken, daß wir meines Dafürhaltens das noch zu Opitzens Zeit im Hochdeutschen sehr gangbare Hülfswort thun mit Unrecht haben veralten lassen, da vorliegender Fall nicht der einzige seiner Art ist, in welchem es die trefflichsten Dienste zu leisten vermag. — Doch wie darf ich Betrachtungen so erhabenen Inhalts dergleichen sprachlehrige Armseligkeiten einmischen? — Vielmehr sollte ich eilen, die Hauptstelle des Sendschreibens, welche allem bisher Angeführten die Krone aufsetzt, auszuzeichnen. Sie steht S. 279 wie folgt:

„Und wenn Delbrück von Ewigkeit geschaffen haben und gar nicht geschaffen haben für einerley erklärt: so verräth das so wenig Bekanntschaft mit der Sache, daß auch um deßwillen die Verhandlungen weiter fortzusetzen nicht thunlich ist. Doch wohin bin ich gerathen? Ich wollte eigentlich gar nicht von diesem Ihren ehemaligen Collegen reden, weil es in jedem seiner sieben Abschnitte vieles giebt von gleichem Schlage, wie das hier Erwähnte, und es weder lohnen kann, noch erfreuen, dieselbe Operation so oft zu wiederholen."

Ueber dieses Geständniß dem Urtheile des Lesers meiner Seits vorzugreifen wäre Anmaßung. Ich bemerke also nur, daß es mich in die heiterste Stimmung versetzte, welche bis zu vollendeter Durchlesung des Sendschreibens anhielt.

Kaum war diese vollbracht, als der oben erwähnte Freund, welcher inzwischen ebenfalls nicht unfleißig gewesen war, zu mir hereintrat, und des empfangenen Eindrucks noch ganz voll, mich fragte, was ich von der Sache hielte, und darin thun würde, worauf ich ihm erwiederte:

Wie, wenn jemand dich zum Zweykampfe auf Leben und Tod herausfoderte, und du nähmest die Herausfoderung an, was nun freylich bey deiner gesetzlichen Denkart, bey deinem unüberwindlichen Abscheu vor allem, was im Gegensatze des Vernunftrechts nach Faust-Schwert-Pistolen-Recht aussieht, in der Wirklichkeit nicht Statt finden könnte; laß uns aber doch Beyspiels halber, und um der leidigen Rhetorik ein freywilliges Opfer zu bringen, den Fall als einen wenigstens möglichen dichten; gesetzt also, du nähmest besagte Herausfoderung an, stelltest dich zur bestimmten Zeit am verabredeten Orte ein, wartetest mit Schmerzen von früh bis spät auf den Gegner; dieser erschiene endlich, du rüstetest dich, ihn würdig zu empfangen, er aber, statt dasselbe zu thun, träte wehr- und waffen-los vor dich hin, um einige unverständliche Worte zu murmeln, wie. z. B. Heuräka — etwas wunderliches Schicksal — hinzufügend, du möchtest dir nur ja nicht einbilden, daß er an diesen Ort deinetwegen gekommen sey, da nur zufällige Verirrung ihn vom rechten Wege abgeführt habe; dieses sagend, ginge er nun, mir nichts dir nichts, von dannen: was würdest du von der Sache halten, was darin thun?

Der Freund antwortete durch ein lautes Gelächter, in welches ich anfangs einstimmte, bis es, was sehr bald geschah, einem höchst schmerzlichen Gefühle wich bey dem niederschlagenden Gedanken, daß ein solcher Mann solche Blößen geben könne. Die Bekümmerniß hierüber hatte nicht geringen Theil an dem Vorsatze, den ich faßte,

den Streit nicht fortzusetzen. Hierin bestärkte mich das einige Monathe später in derselben Zeitschrift II, 3 erscheinende zweyte Sendschreiben (S. 481—534), in welchem er mir (ob absichtlich oder ebenfalls nur aus Versehen, zeigt er nicht an) die Ehre erweiset, mich drey Male zu nennen, aber freylich nur, um meiner zu spotten. Ich schwieg also über diese Dinge drey volle Jahre, und hätte vielleicht für immer geschwiegen ohne Dazwischentreten eines zufälligen Umstandes.

Ueber diesen giebt nachstehende gleich anfangs erwähnte Rede Auskunft, welche im Jahre 1832 als eine nicht dem Buchhandel angehörige Privatschrift erschien unter folgendem Titel: „Philosophie. Eine Rede von Ferdinand Delbrück. Gehalten in Bonn den siebzehnten Mai 1832 bey Eröffnung akademischer Vorträge philosophischen Inhalts. Von dem Verfasser dem Drucke übergeben zur gelegentlichen Mittheilung an Gewogene und Ungewogene."

Wenn ich ihr durch Wiederabdruck an dieser Stelle weitere Verbreitung gewähre, als ihr anfangs zugedacht war: so geschieht dieses

erstlich, weil sie durch die ihr ohne mein Zuthun und gegen meine Absicht gewidmete Anzeige der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik eine theilweisige Oeffentlichkeit erlangt hat, und dadurch Mißverständnissen ausgesetzt worden, denen sich nur durch vollständige Veröffentlichung abhelfen läßt;

zweytens, weil sie vielleicht geeignet ist, einigen Aufschluß zu geben über das etwas wunderliche Schicksal, welchem der Verewigte mich überlassen zu müssen glaubte;

drittens, weil es eben diese Rede ist, worauf sich die mir schmerzliche Aeußerung des Scheidenden zunächst bezog.

Rede.

„Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." So sagte einst Lessing.

Diese bedeutenden Worte des bedeutenden Mannes vermögen kräftigst, zur Philosophie aufzumuntern, oder davon abzuschrecken, je nach dem sie in dem Hörenden Besorgniß oder Hoffnung erregen, von jenen Tausenden einer zu werden, oder gegen sie der eine.

Aufmunternd wirkten sie vor Jahren auf einen mir befreundeten Jüngling, welcher sich jetzo schon an der Schwelle der Greisenalters befindet. Sein wissenschaftlicher Lebenslauf, der mir genau bekannt ist, enthält manches Beherzigenswerthe, wovon einiges in heutiger Stunde hervorzuheben, mir zweckdienlich scheint.

Die verschiedenen Arten und Quellen der Ueberzeugung; die Natur des an sich Wahren, Guten, Schönen, der Wissenschaft, Kunst, Tugend; das wechselseitige Verhältniß des Möglichen, Wirklichen, Nothwendigen, des Könnens und Dürfens, des Müssens und Sollens, des Reiches der Natur und des Reiches der Freyheit; die Wurzel aller Rechte und Pflichten; der Zweck des Staates und der Kirche; Zeit und Ewigkeit; Gott und Welt, ob getrennt oder vereint; das Urwesen, ob körperlicher Beschaffenheit, ob geistiger, ob gemischter —— diese Gegenstände sind es, deren Erforschung der erwähnte Jüngling sein Leben widmete, als er, durch Lessing aufgeregt, beschloß, sich der Philosophie zu weihen.

Dem Eifer, womit er hiebey zu Werke ging, entsprach anfangs der Erfolg keineswegs, schon darum nicht, weil er von jenen Stoffen allen gleich stark angezogen wurde, daher von einem zum andern schweifte, ohne feste Anhaltungspuncte für ihre Verknüpfung zu gewinnen. Beneidenswürdig schien ihm, wer bescheidentlich sein Nachdenken auf das im Bereiche der Erfahrung Liegende beschränkte, und hierüber mit ernstem Wollen zu befriedigender Einsicht gelangen konnte, wogegen er trotz aller Anstrengung nie fand, was er suchte, sich vielmehr in endlose Fragen verstrickte, und zuletzt in einem unausgängigen Irrgewinde verfangen sah.

Der hieraus entspringende Unmuth erzeugte in ihm gegen die Philosophie eine Abneigung, die einstweilen gar sehr verstärkt wurde durch einen Umstand, welcher als entscheidend in seinem Leben hervortritt.

Bereits nämlich hatte er das zwanzigste Lebensjahr erreicht, ohne zu seinem Glücke in der Iliade und Odyssee einen einzigen Vers gelesen zu haben, ohne den Homer weiter als dem Namen nach zu kennen. Wie ward ihm, als er bey voller Empfänglichkeit für das Höchste, was es giebt, in die Werke des Göttlichen eingeführt wurde von dem geweihetesten seiner Priester und dem gelehrtesten seiner Ausleger. Plötzlich entzündete sich in ihm begeisterte und begeisternde Liebe des Schönen, welche ihn zu verzehren drohete. Ein ganzes Jahr hindurch verwendete er die Stunden des Tages und der Nacht, um in der homerischen Welt einheimisch zu werden. Es verfloß ihm wie ein beseligender Traum, in den, so schien es ihm, seine Seele als Raupe eingeschlummert war, und aus dem sie aufwachte als Schmetterling. Um so viel höher war die Stufe des Daseyns, auf welche die Poesie ihn erhoben, als die, wor-

auf die Philosophie ihn verschränkt gehalten hatte. Er beschloß, ihrem Dienste zu entsagen, und verabschiedete sie vielleicht auf der Stelle, hätte er nicht geglaubt, sie für den Augenblick noch nöthig zu haben, um mit ihrer Hülfe in die unendliche Fülle seiner Anschauungen Maß, Ordnung, Regel zu bringen. Wer beschreibt seine Freude, als ihm dieses gelang, als ihm gelang, den Begriff des an sich Schönen erfassend, so vieler tausend Schönheiten, deren unsägliche Reize ihn wie mit Zauberbanden fesselten und quälten, sich denkend zu bemächtigen, und was er in Homer's Gesängen bisher nur empfunden hatte auch zu verstehen.

Nunmehr öffnete sich seiner Wiß- und Forsch-Begierde ein unermeßliches Feld zu Untersuchungen, welche eigenthümlichen Reiz dadurch empfingen, daß sie ihm die Zeit, welcher er selbst angehörte, begreiflich machten, jene an dichterischen Hervorbringungen der köstlichsten Art so reiche und derselben so würdige Zeit. Unvermögend, den hohen Meistern, welche sie leiteten, lenkten, beherrschten, nachzueifern, und doch verschmähend, nur müßig von ihnen zu empfangen, strebte er, ihre Werke zu ergründen, und hiedurch ihnen seine Huldigung darzubringen.

Hiebey von Poesie und Philosophie mit gleicher Liebe, Treue und Sorgfalt unterstützt, erreichte er die dritte Stufe seiner Bildung, welche jedoch über die zweyte, wozu die Poesie allein ihm verholfen hatte, nicht so weit emporragte, als diese über die erste.

Je tiefer in das Wesen des Schönen er eindrang, desto klarer ward ihm die innige Verwandtschaft desselben mit dem Wahren und Guten. Aber das an sich Wahre und Gute selbst, was ist es?

Abgesehen von der Wichtigkeit dieser Frage für die Kunstlehre, foderten Lösung derselben dringend die Zeiter-

eignisse, jene heftigen, das ganze Europa erschütternden Bewegungen des Staates und der Kirche, in deren Strudel, unter dem unaufhörlichen Toben der Völker und Schelten der Fürsten und Hadern der Schulgelehrten, Stand zu halten schwer, um nicht zu sagen, unmöglich war, wenn man nicht zur Beurtheilung der höchsten der menschlichen Angelegenheiten in deutlichen und erprobten Begriffen ein Richtmaß gewann.

Zu dem Behufe wendete sich mein Freund an eben den, welchem er den Begriff des Schönen verdankte, an Kant. Den Sinn der dunklen Worte, worein dieser seine Weisheit hüllt, zu erfassen, kostete ihm unsägliche Mühe, welche sich aber belohnte.

Was kann der Mensch wissen? Was soll der Mensch thun? Was darf der Mensch hoffen? — diese Fragen genügend beantwortet; — der Glaube an Willensfreyheit, an Gott und Unsterblichkeit gegen alle Einwürfe des grübelnden Verstandes gesichert; — das höchste Sittengesetz bestimmt und faßlich ausgesprochen; — der Quell aller Rechte und Pflichten nachgewiesen; — die Idee uneigennütziger Tugend in ihrer Reinheit dargestellt — das waren die Ergebnisse, welche er aus den Kantischen Forschungen zog, erfüllt für den Meister mit Erstaunen wegen der Kühnheit und des Umfanges seiner Spähung, mit Bewunderung wegen der Schärfe und Tiefe seines Geistes, mit innigster Achtung wegen des Adels seiner Gesinnung. Diese letztere insonderheit war mächtig genug, jeden sich etwa erhebenden Zweifel im Entstehen niederzuschlagen, selbst über die ungeheure Behauptung, welche dem unendlichen Raum und der unendlichen Zeit nebst dem gesetzlichen Zusammenhange der räumlichen und zeitlichen Dinge Selbständigkeit abspricht, zum Anhängsel des Menschenhirns

herabwürdigt, außer dessen Bereiche sie keine Vorhandenheit haben sollten.

So in seinem Innern mit den köstlichsten Schätzen der Erkenntniß ausgestattet, erhielt er zufällig Kunde, Lessing, welcher bekanntlich einige Monathe vor Erscheinung der Kantischen Vernunftkritik starb, sey gegen das Ende seines Lebens der Lehre Spinoza's zugethan gewesen, und eben hierin liege die Ursache, warum er am Ziele seines Nachdenkens desselben, wie einige meinten, froh, wie andere, überdrüßig geworden. Um auszumitteln, auf welcher Seite in diesem Puncte die Wahrheit seyn möge, machte er sich sogleich an Spinoza's Hauptwerk, mehr aus Neugier als aus Wißbegierde, unbefangen, arglos, ohne Ahnung dessen, was ihm widerfuhr, als er sich am Schlusse der Lesung von der völlig deutlichen Begriffen und ihrer Verkettung inwohnenden Macht ganz überwältigt sah. Was er bisher außerhalb der Geometrie für unthulich gehalten hatte, Hervorbringung zweifelloser Gewißheit und unerschütterlicher Ueberzeugung, das fand er in Spinoza's Sittenlehre verwirklicht, durch Augenscheinlichkeit der Grundsätze, Bündigkeit der Folgerungen, Schärfe der Begriffsbestimmung, Strenge der Beweise. Von dieser Seite leistete ihm Spinoza vollständig, was er, ohne sich es zu gestehen, bey Kant häufig vermißt hatte, der ihm nun in Vergleichung mit jenem nicht anders vorkam als wie der Schatten eines Philosophen gegen einen wirklichen.

Demnach lagen nun zwey Lehrbegriffe vor ihm, ein, wie ihm schien, aus lauter tiefsinnigen Irrthümern locker zusammengeflochtener, mit mannichfaltigen Widersprüchen behafteter; ein anderer fest in sich abgeschlossener, durchaus bündiger, mit unwiderstehlicher Folgerichtigkeit durchgeführter. Jener brachte dem Reiche der Freyheit das

Reich der Natur, dieser dem Reiche der Natur das Reich der Freyheit zum Opfer. Welchen sollte er wählen? Unbedenklich entschied er sich für diesen, der ihm außerdem durch erhabene Einfalt sich empfahl.

Denn: Giebt es nicht mehr als ein selbständiges Wesen, welches alles in allem wirkt, nach Gesetzen, die es nicht giebt, sondern in sich vorfindet: so fallen die Begriffe des Möglichen, Wirklichen, Nothwendigen, des Sollens und Müssens, des Könnens und Dürfens zusammen, wie die Begriffe des Zufälligen und Absichtlichen, des Rechten und Unrechten, des Guten und Bösen, der Tugend und des Lasters völlig verschwinden.

Der Katechismusgott mit seiner langen, faltigen Tugendschleppe weicht in dieser Lehre dem Weltgeiste, der nicht mehr als zwey Eigenschaften besitzt, unendliche Ausdehnung und unendliche Denkkraft, vermöge deren er Bewußtseyn dessen hat, was nach der von Ewigkeit zu Ewigkeit unabänderlich bestimmten Verkettung der Dinge in jedem Augenblicke geschehen muß, so daß in ihm sich das All vereinet und das Eine verallt.

Von dem denkenden Bestandtheile des Weltgeistes ein Ausfluß ist die menschliche Seele, welche in das Leben tritt und aus dem Leben scheidet mit dem Leibe, dem sie zugehört, da an diesen nicht allein ihre Wirksamkeit geknüpft ist, sondern auch ihre Wirklichkeit. In der Kürze und Flüchtigkeit des Lebens findet der Weise mächtigste Antriebe, demselben möglichst gediegenen Gehalt zu geben durch fortschreitende Verähnlichung mit dem Weltgeiste in wachsender Einsicht des Zusammenhanges der Dinge, bis er sein Daseyn in das Unendliche erweiternd, dahin gelangt, sich schlechthin als Welt, die Welt schlechthin als sich zu fühlen.

So edlem Streben tritt nichts hindernder in den Weg als die Gemüthsbewegungen, namentlich die in dem thörichten Wahn der Willensfreyheit wurzelnden, aus der Einsprache des so genannten Gewissens entspringenden, als da sind Reue, Zorn, Haß, Liebe, Bewunderung, Abscheu. Dieser im handelnden Leben sich zu entschlagen, fiel meinem Freunde unmöglich. Daher beschloß er, dasselbe mit dem beschaulichen zu vertauschen, nach dem Muster des Weltgeistes, welcher ebenfalls weder etwas macht noch thut, sondern nur dem zusieht, was sich nach den Fügungen ewiger Nothwendigkeit von selbst macht und thut. Aber auch in den Stunden der Betrachtung, wenn er diese auf sein Ich oder auf die menschlichen Dinge überhaupt richtete, wurde er von jenen Unholden unaufhörlich gestört. Sicherheit dagegen gewährten ihm nur die so genannten strengen oder handfesten Wissenschaften, welche ihm in der That, wenn auch nicht für ganze Tage, doch für einzelne Stunden dazu verhalfen, gleich dem Weltgeiste in dem ruhigen Zustande deutlicher und vollständiger Begriffe zu verharren. Ihnen wollte er sich demnach ausschließlich zuwenden. Nur zu bald aber ward er gewahr, daß er Seelenbedürfnisse habe, welche weder durch Zählen und Messen noch durch Rechnen und Wägen, weder durch Fernröhre und Luftpumpen noch durch Schmelztiegel und Zergliederungsmesser sich befriedigen lassen. Also sagte er ihnen bald auf immer Lebewohl, um sich auf das Kunstgebiet zu beschränken als auf seine Heimath.

Verlassen hatte er diese als ein nicht nur denkendes, sondern auch wollendes und vollherziges Weltwesen, jetzo kehrte er dahin zurück als ein herzleeres, willenloses, nur denkendes Menschenkind, und fand alles wie! verändert.

Jener unsägliche Reiz, welchen für ihn das Schöne

ehedem hatte als Abglanz des Göttlichen, als des Heiligen Sinnbild, in welchem das Wahre und Gute zur Erscheinung käme, war, wie das Heilige und Göttliche selbst, verschwunden. Jenes aus wundersamer Mischung von Freyheit und Nothwendigkeit, von Absicht und Zufall entspringende Räthselhafte des Menschenlebens, welches ehedem den Dichtergebilden unwiderstehliche, stets wachsende Anziehungskraft für ihn mitgetheilt hatte, wich nunmehr einer flachen, faden, seichten Begreiflichkeit. Mit den Ideen von sittlicher Weltordnung, von Verdienst und Schuld, von Ehre und Schande; mit den Gemüthsbewegungen der Reue, des Zorns, der Liebe, des Hasses, der Bewunderung, des Abscheues; mit den Gefühlen der Furcht und des Mitleidens war die Wurzel vertrocknet, aus welcher die Dichtkunst alle ihre Nahrung zieht. Jene Helden und Heldinnen, jene Weisen und Künstler, welche einst den Jüngling zur Nacheiferung entflammt hatten, waren nun seines Gleichen geworden, Drahtpuppen, welche sangen und sprangen, tanzten und pfiffen, weinten und lachten, strebten und litten auf Geheiß des Weltgeistes, wie es diesem blindwirkende Nothwendigkeit von Anbeginn verordnet hatte.

Kurz! mit dem Epos, der Lyrik, der Tragödie war es aus. Sollte nicht vielleicht die Komödie Stand halten? Bey dem Bestreben, aus dem allgemeinen Schiffbruche wenigstens diese zu retten, gebehrdete er sich so wunderlich, daß er in laute Lache ausbrach, worüber er sich selbst entsetzte. Es war das Gelächter der Verzweifelung, unter welchem er die Kunstwelt mit allen ihren Herrlichkeiten in den Schlund des All-Einen hinabstürzen sah, und somit das letzte Band zerreißen, welches ihn an das Daseyn fesselte. Aber es war nicht anders. Mein Freund hatte

sich an den Früchten des Erkenntnißbaums vergriffen, von dem geschrieben steht: Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben. Er starb des fürchterlichsten Todes, welcher das Bewußtseyn der Vernichtung in sich trägt.

Doch bewährte sich hier auch an ihm: Wo Noth am größesten, da ist am nächsten Hülfe.

„Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolgt, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.“

„So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bey Gott, und Gott war das Wort. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheinet in der Finsterniß, und die Finsternisse haben es nicht begriffen.“

„Wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheinet in einen dunklen Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in eueren Herzen.“

„Gedenke oft des Spruches, daß nicht satt wird das Auge vom Sehen und das Ohr nicht voll vom Hören. Strebe also, dein Herz von der Liebe zum Sichtbaren abzuziehen, und dem Unsichtbaren zuzuwenden.“

„Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich suchte dich und fand dich nicht.
Ich hatte mich von dir gewendet,
Und liebte das geschaffne Licht.
Nun aber ist's durch dich geschehn,
Daß ich dich hab' ersehn.“

Ich steig' hinauf zu dir im Glauben,
Steig du in Lieb' herab zu mir."

Diese und ähnliche in Tagen früher Kindheit vernommenen, aber nicht verstandenen Laute, welche drey Jahrzehende hindurch unter allerley Wust und Schutt erstickt worden, machten sich nunmehr, da dieser von selbst verwittert und zerstäubt war, von neuem Luft. Wie Töne einer andern Welt erklingend, brachten sie frisches Leben in sein erstorbenes Gebein.

Plötzlich erfuhr er gänzliche Sinnesänderung.

Absagend der Welt und ihren Lüsten mit Inbegriffe der Kunst und Wissenschaft, betrat er demüthig den Königsweg des heiligen Kreuzes durch Nachfolge des armen Lebens Christi, welcher in die Welt gekommen ist, alles, dem mit Begier nachjagend, wir elend leben, in Verachtung zu bringen durch Entbehrung; alles, was zu vermeiden trachtend, wir vom Streben nach Gottseligkeit abweichen, zu Ehren zu bringen durch Erduldung; des armen Lebens Christi, welcher in die Welt gekommen ist, zu verwerfen den Verstand der Verständigen, und die Weisheit der Weisen zu nichte zu machen.

Was die Geweiheten zu ihm sprachen über die apostolische Bekennung als des Lebens Gelöbniß, des Heiles Verschreibung, der Gnade Versiegelung; über das Geheimniß der hochheiligen Dreyeinigkeit; über Offenbarung, Wunder und Weissagungen; über Glauben, Hoffnung, Liebe; über Reinigung, Erleuchtung, Vereinigung der Seele — zog er sich ernstlich zu Gemüthe.

„O Gott, der du die Wahrheit bist, mache mich eins mit dir in steter Liebe. Mich verdreußt oft, vieles zu lesen und zu hören: in dir ist alles, was ich will und verlange. Es schweige jeglicher Lehrer, es verstumme die gesammte

Kreatur, du allein rede mir." — das war sein Morgen- und Abend-Gebet. Glühend vor Verlangen, das Wort, welches im Anfange bey Gott war, und durch welches alle Dinge gemacht sind, unmittelbar zu vernehmen ohne Beyhülfe eines Lautes oder Buchstabens, strebte er je länger desto eifriger, sich seiner Schundselbstheit zu entäußern, aber umsonst. Vielmehr trat zuletzt bey ihm gänzliche Verdorrung ein, jener trostlose Zustand, wo der äußere Sinn sich schließt und der innere sich nicht öffnet, wo der Verstand schläft und das Herz nicht wacht, wo man sich von der Welt verlassen sieht und von göttlicher Gnade nicht erquickt fühlt. Sein Gemüth, statt auferbaut zu werden, gerieth in gänzlichen Verfall.

Am Rande eines bodenlosen Abgrundes schwebend, sah er sich nach einem Retter um. Ihm erschien als solcher Dante. Sämmtliche Zustände christlicher Seelen, von den Qualen der Verdammten an durch alle Mittelstufen hindurch bis hinauf zur Seligkeit derer, welche Gott schauen, in ihrem Zusammenhange schildernd, von dem ganzen menschlichen Leben nach allen nur denkbaren Richtungen hin ein Gemälde aufzustellen im vielfarbigsten Wiederscheine der Religion, das unstreitig ist der Zweck jenes Werkes, welches seinen Urheber des Namens eines christlichen Homer würdig macht.

Der daraus sich ergießende Licht- und Feuer-Strom durchdrang ihm Mark und Bein mit solcher Gewalt, daß die für ihn untergegangene Kunstwelt aus der Tiefe seines Innern von neuem emporstieg, in verklärter Gestalt, herrlicher als jemals. Auch die erstorbene Liebe zur Wissenschaft lebte wieder in ihm auf. Die zurückkehrende Lust und Kraft zum Denken benutzte er sogleich, den Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Dichtkunst zu erforschen,

wie auch von den verschiedenen Zuständen des Unglaubens, Wahnglaubens und Reinglaubens, wie er jene in sich erfahren, diesen in andern beobachtet hatte, sich Rechenschaft abzulegen, ihren Wurzeln nachzuspüren, und deren Sprossen, Blüthen, Früchte nach ihren mannichfaltigen Farben, Gestaltungen und Säften vergleichend zu zergliedern.

Dieß letztere kam ihm in der Folge gut zu Statten, als jene Verwegenen aufstanden, welche unternahmen, die All-Einheitslehre auf den Boden der Kirche zu verpflanzen, die Satzungen derselben in geheiligte Formen zu kleiden, zwischen Himmel und Hölle einen unmöglichen Bund zu stiften. Er fühlte sich stark genug und muthig, diese Irrdenker zu bekämpfen und durfte vielleicht sich schmeicheln, manchem durch sie Bethörten und Verblendeten, der sich in die Netze ihres tiefsinnlügenden Unsinns verstricken ließ, über ihre wahnwitzigen Gaukeleyen die Augen zu öffnen *).

Doch wozu nützt, Späteres vorweg zu nehmen, da Früheres nachzuholen ist? Ich habe nämlich oben vergessen, zu erwähnen, daß mein Freund schon früher als die Iliade und Odyssee, außer dem Xenophon auch einige Hauptwerke Platon's kennen lernte, daß er aber mit diesem wegen seiner Feindseligkeit gegen den Homer sich bald entzweyte, jedoch bisweilen zu ihm zurückkehrte, aber nur, um ihm Redensarten und Wendungen abzulernen, sich an den Prachtstücken seiner Bilder und Gleichnisse zu weiden, an seinen schauerlichen Märchen und neckischen Scherzreden zu ergötzen, dann und wann auch, um sich über seine seltsamen Hirngespinnste lustig zu machen. Was den Platon zum Fürsten der Philosophen erhebt, hierüber ging ihm der Sinn erst auf, als er in des Lebens Reife stand, ich

*) Siehe die Anmerkung am Schlusse.

meine jenen aus wundersamer Mischung wissenschaftlicher, ahnungskräftiger, dichterischer, rednerischer, staatsbürgerlich werkthätiger Elemente entspringenden, das Kleinste wie das Größeste durchspähenden, Himmel und Erde umfassenden, die Seele nach allen Richtungen hin bewegenden, bald in innerster Tiefe ergreifenden, bald zur steilsten Höhe emportragenden Geistesschwung. Ihm, wie früher schon zum Theil, ergab er sich nunmehr ganz, nicht um nachzusprechen, was er vorsagte, sondern, um nach seinem Beyspiele und unter seiner Leitung die Untersuchungen standhaft auf die höchsten der menschlichen Angelegenheiten wendend, hierüber zu festen durch keine Einrede weder des Verstandes noch des Herzens erschütterlichen Ueberzeugungen zu gelangen, zu dem Ende abwechselnd auf den Gebieten des Glaubens, des Wissens, der Muthmaßung zu verweilen, und die Verwirrung ihrer Gränzen sorgsamst verhütend bewahrt zu bleiben

vor der doppelten Täuschung
Bald der gewähnten Gewißheit und bald des ergrübelten Zweifels.

Durch diese Bestrebungen kam er in vertraute Gemeinschaft mit einem der hervorragendsten Menschen aller Zeiten, dem Marcus Tullius, welcher den Platon seinen Herrgott zu nennen pflegte, und zum Lohn für die ihm gewidmete Nacheiferung den Ruhm davon getragen hat, zuerst die Philosophie unter dem Einflusse großartigster Lebensverhältnisse in die Volksversammlungen, in die Gerichtshöfe, in die Rathsgemeinde, in die Landhäuser weltgebietender Staatsmänner eingeführt, mit consularischer Hoheit angethan zu haben.

Ueber dem Umgange mit den Weisen Athen's und Rom's versäumte mein Freund nicht, auch in der Gegen-

wart sich umzuschauen nach dem, was nahe und fern um ihn her in der Welt vorging. Hiedurch wuchs für ihn der Denkstoff zusehens und gleicher Maßen die Schwierigkeit, ihn zu verarbeiten.

Von dem berühmten Geschichtschreiber und Naturforscher Paul Sarpi erzählt man, er habe sich zum Grundsatze gemacht, einen und denselben Gegenstand nie öfter als ein Mal der Prüfung zu unterwerfen, und daher über alles und jedes nicht eher abgelassen, zu sinnen, als bis er sagen konnte: ich habe gefunden, oder ich will daran als etwas mir Unerforschliches nicht weiter denken. Dasselbe Verfahren, auf die Philosophie angewendet, würde dieser den Tod bringen, und zwar darum, weil jeder ihrer Gegenstände etwas Unendliches ist, unerschöpflichen Stoff zu Betrachtungen giebt. Weislich verordnet daher Sokrates, keine Untersuchung jemals für abgeschlossen zu halten und sich einzuschärfen, daß dessen, was zu erforschen übrig bleibt, immer Mehreres und Größeres ist als dessen, was erforscht worden. Aus Gehorsam gegen diese Grundsatzung des Vaters der Philosophie machte mein Freund sich zur Regel, die Feder sparsamst zu gebrauchen, sich begnügend, was in hellen Augenblicken ihm mit vorzüglicher Klarheit vor die Seele trat, andeutungsweise kleinen Denkblättchen anzuvertrauen, als Merkzeichen für die Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht, für die Tage des vergeßlichen Alters.

Dieses kehrte nun mit dem sechzigsten Lebensjahre bey ihm ein, und meldete sich gar nicht freundlich an durch eine Krankheit, womit es ihn heimsuchte. Während derselben versank er einst nach sechsunddreyßigstündiger Schlaflosigkeit in einen sanft betäubenden Schlummer. Dieser führte ihm ein Traumgesicht zu, in welchem er sich selbst

erblickte, und zwar als Doppelwesen. Das eine seiner beyden Ich, bereits im Greisenalter, saß rückwärts gebeugt in einem Armstuhl mit beweglicher Lehne, sterbend; das andere, noch jugendlich und lebenskräftig, dicht vor jenem auf einem niedern Schemel. Beyde besprachen sich mit einander, wovon aber der Träumende nichts verstand. Auf dem Schreibtische neben dem Armstuhl lag eine Papierrolle, auswendig überschrieben: Ergebnisse meiner Untersuchungen über göttliche und menschliche Dinge. Diese händigte das sterbende Ich dem andern ein und verschied. Das hinterbliebene überreichte sie dem Träumenden und verschwand. Der Träumende entfaltete sie begierig, fand lauter leere Blätter und erwachte. Für den Verdruß über getäuschte Erwartung sah er sich reichlich entschädigt durch das Gefühl der inzwischen eingetretenen Genesung, da während des Schlummers die Krankheit sich gebrochen hatte, das Fieber entwichen, der Kopf von langwieriger Dumpfheit befreyet war. Dieser Umstand machte, daß er für den Augenblick das Traumbild ganz unbeachtet ließ, ihm aber späterhin nach gänzlich erfolgter Herstellung größere Bedeutsamkeit beylegte, als es vielleicht verdiente.

Was wollte es anzeigen durch die Rolle mit den leeren Blättern und der Aufschrift: Ergebnisse meiner Untersuchungen über göttliche und menschliche Dinge? Etwa, daß diese verdienten, niedergeschrieben und aufbehalten zu werden, oder, daß sie keines Federstriches werth wären und auf nicht mehr als gar nichts hinausliefen?

Wenn er seine in sibyllischer Verworrenheit vor ihm liegenden Denkblättchen eines nach dem andern aufhob, blitzten ihm bisweilen Gedanken durch die Seele, welche der ersten Auslegung das Wort zu reden schienen. Wenn er aber Hand anlegte, die Denkblättchen zu ordnen und

theilweise auszuführen, kam ihm, was er zu Papiere brachte, so dürftig und armselig vor, daß er die zweyte Auslegung vorzog. Doch konnte er nicht sogleich eins mit sich werden, ob das Unbefriedigende in der Gehaltlosigkeit seiner ehemaligen Ueberzeugungen liege, oder in der Mangelhaftigkeit ihrer jetzigen Auffassung.

Um für diesen Fall der günstigen Auslegung des Traums zu Hülfe zu kommen, sann er auf ein Mittel, wenigstens für einzelne Stunden die gesunkene Kraft zu heben, die entflohene Jugend zurückzurufen. Ein solches schien nach einer Andeutung des Gesichts sich ihm darzubieten, wenn ihm gelänge, edle, der Philosophie würdige, ihr befreundete und verwandte Jünglinge an sich zu ziehen, um sich mit ihnen über den der Papierrolle etwa anzuvertrauenden Inhalt zu besprechen, und unter dem belebenden Einflusse ihrer Theilnahme die erloschenen Erinnerungen aufzufrischen.

Gedacht, gethan! Mit welchem Erfolge, das wird die nächste Zukunft lehren: denn der, von welchem bisher die Rede war, bin ich selbst, und die, auf deren Beystand er rechnet, seyd ihr edle Jünglinge, die ihr ihm den Liebesdienst erweisen werdet, den angekündigten Vorträgen Fleiß und Aufmerksamkeit zu widmen, und hiedurch ihm behülflich werden wollet, auszumitteln, welchen er sich beyzuzählen habe, ob denen, welche am Ziele ihres Nachdenkens desselben müde, oder denen, welche seiner froh geworden.

Rechtfertigende Anmerkung

zu der S. 60. Zeile 7 — 16 befindlichen, manchem Leser vielleicht anstößigen Stelle.

Zur Verhütung etwaiger Mißdeutung der angezogenen Stelle erkläre ich hiedurch ausdrücklich, daß sie zwar einem Schleiermacher gilt, aber nicht dem hochgefeyerten, sondern einem ganz andern, welchen jener selbst in den bekannten über seine Glaubenslehre an Dr. Lücke gerichteten Sendschreiben umständlich schildert *).

Hier nämlich wird eine beträchtliche Reihe ansehnlicher Theologen und Philosophen aufgeführt nebst einem Nichttheologen und Unphilosophen; und allen mit Inbegriffe der beyden letzten, welche aber, wohl zu merken, in einer Person vereinigt sind, nämlich in der meinigen, wird bündigst dargethan, daß ihre auf die Glaubenslehre gerichteten Angriffe sammt und sonders nichts als Luftstreiche sind, welche den wirklichen und wahrhaftigen Schleiermacher gar nicht treffen, sondern einen scheinbaren, gespenstischen, welcher als jenes Doppelgänger umherspukt. (S. 259. 261. 492.) — —

Doppelgänger? Was ist das? höre ich manchen Leser fragen und erwiedere: Bey Adelung findet sich das Wort nicht. Nach Campe ist Doppelgänger eine Person von

---

*) Siehe theologische Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit. Band II. S. 255—284 und 481—532.

verbrannter Einbildungskraft, welche wähnt, daß sie doppelt zu sehen sey, oder zu einer und derselben Zeit an zwey verschiedenen Orten zugleich sey.

Offenbar paßt diese Erklärung ganz und gar nicht auf die angeführte Stelle des Sendschreibens, wo vielmehr Doppelgänger, wie es scheint, ein Trugbild ist, welches unter wechselnden Gestalten einer noch lebenden Person umgeht als Erzeugniß ihrer Dämonenhaftigkeit. — Dämonenhaftigkeit? Was ist nun das wieder? „Das Wort Daimonios, sagt Passow, braucht Homer nur in Anreden, oft als Ausdruck der Verehrung und Bewunderung, öfter als Bezeichnung des Unbegreiflichen, Verwunderlichen, Erstaunlichen, Entsetzlichen im Benehmen eines Menschen. Ueberall geht es auf Reden oder Thaten, die außerhalb der gewöhnlichen menschlichen Natur liegen."

So weit Passow. Ich füge hinzu: In diesem Sinne war selbst Sokrates ein dämonenhaftes Wesen von so räthselhafter Beschaffenheit und so vielfach schillerndem Farbenspiel, daß Er, dem Göttersprüche zu Folge aller Menschen weisester und bester, dem gemeinen Auge Ungeweihter abwechselnd als Gottesläugner, Jugendverführer, Volksaufwiegler, Possenreißer, Luftbewandler, Kümmelschneider, Krampfrochen erschien. Gleicherweise gehen unter dem Namen des frömmsten und rechtgläubigsten aller Kirchenlehrer, unter dem ehrwürdigen Namen Dr. Friedrich Schleiermacher's allerley Irrdenker umher, pantheistische, sadducäische, gnostische, alexandrinische, cyrenäische, jesuitische, um überall, wohin sie kommen, Verwirrung anzurichten. Er selbst aber ist ein verborgenes Wesen, gehüllt in einen Schleier, den niemand lüften kann, mit Ausnahme weniger Erlesener, unter andern des Dr. Lücke, der unstreitig den Meister auf das halbe Wort versteht, oder

gar besser als dieser sich selbst, und daher als hochbetrauter Jünger vor allen würdig war, bey jenen scheinbar ziemlich höhnischen, in der That und Wahrheit aber vermuthlich nur streng gerechten oder gar huldreichen Abfertigungen der Gegner zur Mittelsperson zu dienen.

Was nun obgedachten Nichttheologen und Unphilosophen betrifft, ich meine mich selbst: so gehöre ich natürlicher Weise nicht zum Häuflein der Erwähleten, darf gleichwohl mich rühmen, von des wirklichen und wahrhaftigen Schleiermacher unverschleiertem Antlitze zwar nie den Vollglanz, aber doch dann und wann einige Strahlen aufzufangen, welche mich mit solcher Ehrfurcht für ihn erfüllen, daß ich es als theure Pflicht erachte, seine Doppelgänger rüstig zu bekämpfen. Unter diesen habe ich insonderheit den pantheistischen und sadducäischen auf das Korn genommen und in der angezogenen Stelle der Rede einzig und allein vor Augen gehabt.

Hiebey ist noch Folgendes zu erwägen:

Der wirkliche und wahrhaftige Schleiermacher hat, wie jedermann weiß, wiederholt erklärt, keine neue Schule oder Kirche stiften zu wollen, wogegen jene doppelgängerischen Wechselbälge allerdings hierauf auszugehen scheinen. Würde nun diesem gespenstischen Unfuge nicht gesteuert, niemand hätte hiebey mehr zu leiden als der liebe Meister selbst, dem es in diesem Falle erginge, wie weiland Göthe's klassischromantischphantasmagorischer Helena, welche von sich klagt:

Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreyfach, vierfach, bring' ich Noth auf Noth.

Dieses letzte sage ich mit besonderer Beziehung auf den jüngst ausgebrochenen Streit zwischen dem Meister und zwey seiner breslauischen Jünger. Hierüber denke ich so:

Wenn ein Verfasser, der zu den Gelehrten, den Denkern, den Forschkundigen, den Redekünstlern des ersten Ranges gehört, in Mittheilungen über höchste Gegenstände vieljährigen Nachdenkens seiner eigenen Aussage nach von schnurstracks entgegengesetzten Seiten aus überall, das heißt doch wohl hier, von Theologen und Nichttheologen, von Rechtgläubigen und Mißgläubigen, von Philosophen und Unphilosophen, von Freund und Feind, von Anhängern und Gegnern ohne Unterschied, mißverstanden oder mißdeutet wird *): so kann das schwerlich mit rechten Dingen zugehen; es ist alles zu verwetten, daß auch hier jene krielköpfigen Doppelgänger die Hände im Spiele haben. Um den Kobolden hinter die Schliche zu kommen, wendete ich mich an ein in hiesigen Bergklüften einsam hausendes Sonntagskind, welches die Gabe besitzt, an hellem, lichten Tage Gespenster zu schauen und gute Geister, welche Gott den Herrn loben, von bösen, welche Gott den Herrn schmähen, zu unterscheiden. Dieses hellseherische Bergmännlein verließ mir zu Liebe auf einige Stunden seine Trophoniushöhle und bestieg, von mir begleitet, den nahen Gipfel des Gebirgs. Hier beschied er sofort in meiner Gegenwart die Kämpfenden vor sich, um sie in reinem, von Rauch und Dunste ungetrübten Glanze der Mittagssonne zu beäugen und zu belugen, worauf er mir betheuerte, allerdings umgaukelten in jenem Kriegestänzchen den leibhaften Schleiermacher allerley Truggestalten, aber von so täuschender Aehnlichkeit unter einander und mit dem Urbilde, daß es in einzelnen Fällen dem Meister selbst schwer fallen möchte, auszumitteln, wer von beyden er selber sey, und wer sein Doppelgänger.

---

*) Vorrede zu Schleiermacher's sechster Predigtensamml. S. IV.

Gerade so, füge ich hinzu, erging es weiland eben erwähnter klassischromantischphantasmagorischer Helena, zu welcher Phorkyas spricht:

„Doch sagt man: du erschienst ein doppelhaft Gebild,
In Ilios gesehen und in Aegypten auch“

worauf sie erwiedert:

„Verwirre wüsten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbst jetzo, welche denn ich sey, ich weiß es nicht.“

Wohlan! diese Rede und namentlich die S. 60 befindliche Stelle nebst der darauf bezüglichen Schlußanmerkung ist es, wie mir scheint, was mich bey dem Verewigten dem Verdachte ausgesetzt hat, in ihm ein böses Princip zu sehen. Wie? ein grundböses Wesen in ihm soll gesehen haben ich, der ich ihn den Gelehrten, den Denkern, den Forschkundigen, den Redekünstlern des ersten Ranges beyzähle, ich, der ich ihn dem Sokrates an die Seite stelle? — Seine unaufhörlichen Beschwerden über allseitige Mißverständnisse, welche er erfahre, und die Wendungen, welche er nahm, um hievon die Schuld von sich abzuwälzen auf die Gegner, schadeten in den Augen Unterrichteter und Parteyloser seinem Ansehen mehr als er vielleicht selbst vermuthete. Ich glaubte also, mir ein Verdienst um ihn zu erwerben, wenn ich ihm diese Ausflüchte einmal für immer abschnitte. Und da er durch Erwähnung eines als Doppelgänger von ihm umgehenden Trugbildes seine Person in das Helldunkel des Gesichtlerischen und Märchenhaften gehüllt hatte: warum sollte ich zur Erreichung

meines Zweckes diesen Scherz nicht weiter ausspinnen und in das heroisch Komische hinüberspielen? Hiezu hielt ich um so mehr mich für berechtigt, wenn ich erwog, daß wer bitterem Spotte, wie ich von ihm öffentlich in einer viel gelesenen Zeitschrift ausgestanden hatte, in einer anspruchlosen Privatschrift mit lachendem erwiedert, von dem Vergeltungsrechte einen mäßigen, bescheidenen Gebrauch macht. Die Rede ihm unmittelbar zu übersenden trug ich Bedenken, unterließ aber nicht, an mehrere seiner innigsten mir selbst theils gewogene theils ungewogene Verehrer Abdrücke zu vertheilen. Ob er durch den einen oder andern unter diesen Kunde davon bekommen hat, weiß ich nicht. Vielleicht erhielt er die erste durch erwähnte Anzeige.

Da es bisher bey uns für unzuläßig galt, unöffentliche Druckschriften vor den Richterstuhl öffentlicher Kritik zu ziehen: so war ich über jene auffallende mir ganz unerwartet kommende Ausnahme von der Regel nicht wenig betroffen, mehr als vielleicht sonst irgend wer. Dieses merke ich deßwegen an, damit von dem, was jene Anzeige in den berlinischen Jahrbüchern für den Verewigten Empfindliches, Verletzendes, Kränkendes haben mochte, nichts auf meine Rechnung gebracht werde.

Aber freylich steht auf dieser ein Hauptpunct noch unerledigt, zu dessen Erörterung, wie schwierig und wie bedenklich sie mir auch scheinen möge, ich dennoch unwiderstehlichen Antrieb finde in folgender Stelle des Sendschreibens, wo es S. 259 heißt:

„Sagen sie (meine Kritiker) mir nicht in der That großentheils unter den größten Achtungsbezeugungen Dinge wie die obigen und andere, mit denen eigentlich gar keine Achtung bestehen kann? Oder kann ich auch nur die geringste Achtung verdienen, wenn ich so predige, wie sie

doch alle wissen, oder überhaupt auch nur, wenn ich ein Predigtamt verwalte, und dabey so denke, wie sie mich in meiner Glaubenslehre denken lassen? Unser Bonnischer Freund ist hierin besonders stark; aber er ist doch bey Weitem nicht der einzige, sondern viele nicht minder achtungswerthe Männer haben sich ebenso gezeigt. Ich wüßte wirklich schwerlich, auch in solcher Versammlung ihnen etwas anderes zu sagen, als daß ich sie bäte, um ihrer selbst willen sich doch treu zu seyn, und wenn sie mich für einen solchen halten, mich auch gar nicht zu schonen, sondern mit solchen Namen zu begrüßen, wie sie mir dann gebührten, aller Lobpreisungen sich aber zu enthalten, und das S. V. nur ganz kahl und ohne alle Ausschmückung allein auf das D. Th. zu beziehen. Das Beste für mich sey nur, daß ich nicht der bin, für den sie mich halten. Weiteres würde ich wohl nicht sagen; außer etwa noch denen, welche Entgegengesetztes vorgetragen haben, wie wenn der eine mich einen Gnostiker nennt, der andere aber einen Alexandriner, die er den Gnostikern gerade entgegenstellt; wenn der eine mich auf Schelling zurückführt, der andere auf Jacobi; der eine mir die Principien der Mönchsmoral zuschreibt, der andere meint, ich sey, nur so eben nicht völlig ausgesprochen, ein Kyrenaiker — diesen könnte ich noch sagen, sie möchten nur zuerst dieses unter sich ausmachen; eine in solchen Fällen bequeme Formel, die kürzlich ein Freund zwischen ähnlichen Gegnern mit gutem Erfolge gebraucht hat. Und mehr dürfen auch wohl alle die Männer nicht erwarten, deren Ansicht von meinem Werke eigentlich voraussetzt, entweder, daß ich so stumpfsinnig bin, die Widersprüche, in denen mein ganzes Leben verwickelt wäre, nicht zu merken, oder so frivol, mir darin wohl zu gefallen, weil mir eben gar nichts Ernst wäre, oder so armselig,

daß ich keine Existenz hätte finden können, außer in einem Berufe, der mir eigentlich im höchsten Grade zuwider seyn müßte."

Man siehet: Unter denen, welche er augenfälliger Verkehrtheit zeihet, wenn sie seine Glaubenslehre als eine unchristliche angreifen und doch dabey der Tiefe seines Verstandes, der Lauterkeit seiner Absicht, dem Adel seiner Gesinnung huldigen, bin ich der einzige, welchen er namentlich anführt. Mir liegt demnach mehr als allen übrigen seiner Gegner ob, vor den Riß zu treten, um den ihnen sammt und sonders gemachten Vorwurf der Unbesonnenheit oder Heucheley wenigstens von sich abzuwehren. Dieß nun will ich versuchen, ohne jedoch meine Schicksalsgenossen mit vertreten zu wollen, was sehr anmaßend wäre, da ich hiezu weder Auftrag habe, noch äußeren oder inneren Beruf fühle.

Diesemnach nur in meinem Namen sprechend sage ich:

Was mir den Verewigten höchst ehrwürdig macht ist die Standhaftigkeit seines Strebens, zur höchsten Stufe des Daseyns emporzusteigen und sein unermüdlicher Eifer, hiezu auch andern behülflich zu werden. Auf des Daseyns höchster Stufe befindet sich ihm zu Folge der, welcher sich der Uebereinstimmung zwischen den Erregungen seines frommen Gefühls und den Ergebnissen seines wissenschaftlichen Nachdenkens bewußt ist. Zu den wichtigsten Gegenständen der Spähung gehören nach allgemeinem Urtheil die, welche die Freyheit des menschlichen Willens und die Beschaffenheit des Urwesens betreffen.

Ueber menschliche Willensfreyheit kann es, so viel ich sehe, nicht mehr und nicht weniger als vier Meinungen geben, welche aussagen

die erste, daß alle Thätigkeiten der Seele frey sind, d. h. ihren Grund einzig und allein in ihr selbst haben;

die zweyte, daß die Seelenthätigkeiten sämmtlich in zwey Classen zerfallen, deren eine die freyen begreift, eine die unfreyen, d. h. die, welche nicht von der Seele selbst ausgehen;

die dritte, daß alle Seelenthätigkeiten ohne Ausnahme theils frey sind, theils unfrey;

die vierte, daß alle Seelenthätigkeiten ohne Ausnahme unfrey sind.

Die Verwerflichkeit der ersten dieser Meinungen, welche auch, so viel ich weiß, von niemanden jemals ist behauptet worden, leuchtet von selbst ein; die zweyte, welche Denker des ersten Ranges zu Beschützern hat, führt wie mir scheint in unauflösliche Widersprüche.

Was zu Gunsten der dritten sich sagen läßt, geht auf Folgendes hinaus:

Mit dem Worte Willen verbindet jedermann den Begriff einer Kraft, welche den Grund ihrer Thätigkeit in sich selbst hat. Demnach beantwortet sich die Frage, ob der Wille frey sey, von selbst, weil sie einerley ist mit der, ob der Wille wollend sey: denn dem Willen Freyheit absprechen heißt ihn aufheben. Derer, welche dieses mit dem Munde gethan haben, gab es von jeher bis auf heute viele, aber wohl ihrer keinen, den nicht ein unbezwingliches Gefühl Lügen strafte. Denn kein Mensch kann von seinem körperlichen Daseyn fester überzeugt seyn als von der Vorhandenheit einer ihm inwohnenden Willenskraft. Ich denke, also bin ich, sagte Cartesius. Treffender ließe sich vielleicht sagen: Ich will, also bin ich: denn so lange der Mensch athmet, ist er unablässig wollend, mit Ausnahme der bewußtlosen Zustände, worein traumloser Schlaf oder hirnzerrüttende Krankheit versetzt.

Aber eben dieses unabweisliche Zeugniß, welches uns

die Vorhandenheit eines unablässig thätigen Willens verbürgt, sagt aus, daß die Wirksamkeit desselben an Kräfte gebunden ist, die nicht in seiner Gewalt stehen. Hieraus folgt, daß alles, was ein Mensch, der bey Sinnen ist, empfindet, denkt, begehrt oder verabscheuet, thut oder läßt, von dem Augenblicke der Geburt an bis zum Augenblicke des Todes seinen Grund hat theils in dem Eindrucke, welchen die Außendinge ohne sein Zuthun auf ihn machen, theils in dem von ihm selbst ausgehenden Gegendrucke, womit er sie erfaßt und sich aneignet, daß also seiner Zustände keiner weder bloß leidsam noch rein selbstthätig ist, und all sein Dichten und Trachten Werk theils der Nothwendigkeit, theils der Freyheit. (Vergleiche meine Reden B. II. S. 169).

Wie sehr diese Auffassung des Gegenstandes der Erfahrung, dem gesunden Menschenverstande, der Beobachtung unsrer selbst und andrer auch zusagt; wie tief sie in die Beurtheilung und Würdigung menschlicher Zustände und Handlungen auch eingreift, so viel fehlt doch daran, daß sie eine streng wissenschaftliche Prüfung aushalte, schon darum nicht, weil jene Elemente von Freyheit und Nothwendigkeit in einzelnen Fällen sich nicht bestimmt scheiden lassen und daher in das gesammte Menschenleben etwas Räthselhaftes, Unerklärliches, ja sich scheinbar Widersprechendes bringen: denn ist es nicht völlig unbegreiflich, wie ein Wesen, welches nicht den Grund seines Daseyns in sich hat, irgend wie den Grund seiner Wirksamkeit in sich haben könne?

Von allen diesen Gebrechen frey ist die vierte der aufgestellten Meinungen, welche sich als die einzige dialektisch probehaltige bewährt.

Kein Wunder, daß der Verewigte, in welchem unübertreffliche Schärfe des Verstandes und strenge Wissenschaft-

lichkeit das Vorherrschende war, trotz dem vorher von mir als unbezwinglich bezeichneten Gefühl sich für sie entschied, zwar nicht, wie man zu sagen pflegt, mit dürren Worten, sondern nur mit verbrämten, aber nichts desto weniger unzweydeutigen, welche über seine Denkart in diesem Puncte, keinem gegründeten Zweifel Raum geben. (Siehe meine Erörterungen S. 112). So viel hievon.

Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, sagt die heilige Schrift, woraus folgt, daß der Mensch sich seine Begriffe von der Gottheit nur bilden kann nach den Vorstellungen, welche er von sich selber hegt, und daß die Beschaffenheit dieser die Probehaltigkeit jener bestimmt.

Diese Bemerkung bahne mir den Uebergang zu dem zweyten der oben genannten höchsten Gegenstände der Spähung, welcher betrifft das Urwesen. Daß an diesen Namen zu knüpfen sey der Begriff eines Wesens, welches wie den Grund seines Daseyns so auch den Grund seiner Thätigkeit in sich selbst habe, hierüber sind alle einig; nicht jedoch über die Art dieser Thätigkeit, denn sie läßt sich auffassen als eine entweder ganz willkührliche, oder als eine ganz unwillkührliche, oder als eine zwischen diesen beyden in der Mitte stehende, erfolgend nach Gesetzen, welche theils aus der unveränderlichen Beschaffenheit der Dinge fließen, theils das Werk seiner Wahl sind. Von den beyden ersten setzet uns die eine der Gefahr aus, auf die Idee eines naturlosen Gottes, die andere, auf die Idee einer gottlosen Natur zu gerathen, wogegen die dritte Gott und Welt unmischbar von einander scheidend und untrennbar mit einander verknüpfend, die theologischen Foderungen des Verstandes und die religiösen Bedürfnisse des Herzens, wie mir scheint, gleicher Maßen befriedigt.

Anders denkt hierüber, oder besser, dachte hierüber

(denn jetzo denkt er vielleicht anders) der Verewigte, indem er jene drey Auffassungen sämmtlich verwarf, und eine Behauptung aufstellte, welcher zu Folge die göttliche Wirksamkeit anzusehen ist als eine weder freye noch nothwendige, auf welche der Begriff des Wollens sich eben so wenig anwenden läßt als der Begriff des Müssens. Ob diese Behauptung alles Tiefgedachten Tiefsinnigstes enthalte, wie einige meinen, oder nach anderen, etwas völlig Sinnloses aussage, will ich hier nicht untersuchen. Für meinen Zweck ist hinreichend, hervorzuheben, daß der Meister mit dem Willen dem höchsten Wesen alle sittliche Eigenschaften abstreifte und keine übrig ließ als Allmacht und Allwissenheit.

Wohlan! das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit von einem solchen weder etwas zu wollen noch zu müssen fähigen und doch alles in allem wirkenden, allmächtig ewigen, allmächtig weisen, allmächtig gegenwärtigen, dabey aber liebeleeren, ungemüthlichen Gotte ist es, worein er das Wesen der Frömmigkeit setzte.

Dieser auf seiner Ueberzeugung von der Willenlosigkeit wie des Menschen so der Gottheit ruhende Begriff der Frömmigkeit stand aber in offenbarem Widerspruche mit dem, was bisher für das Unterscheidende des Christenthums gegolten hatte, nämlich, zu glauben, daß an der Spitze der Dinge ein allein ewiger und heiliger Gott steht, von unendlicher Macht und Weisheit, welcher, von Liebe bewegt, Himmel und Erde erschaffen hat und die Welt auf das beste regieret, auch zu unserer Entsündigung sich geoffenbaret hat in der Person Jesu Christi, den wir als ein Urwesen anzubeten haben, in welchem die Gottheit vermenschlicht erscheint und die Menschheit vergöttlicht; daß der mit beyden persönlich verbundene heilige Geist stets wirksam ist zur Erbauung der Gläubigen, welche in dem Maße als

sie jener Einwirkung Raum bey sich geben, mit sich selbst und unter einander einiger werden, mehr erfüllt mit Liebe zu Gott, mit Vertrauen auf seine Gnade, mit Hoffnung auf persönliche Fortdauer nach dem Tode in einem beseeligend fortschreitenden Leben ohn' Ende. (Vergl. meine Erörterungen S. 60.)

Wie fing der Verewigte es an, jenen Widerspruch zu beseitigen? So, daß er, um die allgemeine menschliche Frömmigkeit zu verchristlichen, nichts weiter verlangte, als besagtes Abhängigkeitsgefühl in allen seinen Richtungen zu beziehen auf die Erlösung durch Jesum von Nazareth, d. i. auf Herstellung des unterbrochenen Gottesbewußtseyns durch Hinblick auf ein vollendetes Menschenkind.

Fromme Gefühlserregungen dieser Art haben nicht allein die Kraft, das Herz zu erwärmen, sondern auch den Verstand zu erleuchten durch den Glauben, daß Gott und Welt unzertrennliche Wesen sind, sofern es nicht weniger ungereimt ist, zu sagen, Gott habe die Welt, als, die Welt habe Gott hervorgebracht, da beyde gleicher Maßen ewig in anfangloser und endloser Wechselwirkung mit einander stehen; daß die Person Jesu, in welcher die göttliche Natur mit der menschlichen sich wesentlich soll vereinigt haben, ein Unding ist, und nur Bestand hat als Gedankenbild von der Würde unserer Bestimmung; daß die Kraft, welche Steine drückt und stößt, sich in Pflanzen und Thieren regt, nicht verschieden ist von der, welche im Menschen handelt, da, was nur irgendwo und irgendwann geschieht, dem Weltgeiste dient, welcher alles durchdringt; daß folglich zwar nicht der Unterschied, aber doch der Gegensatz zwischen recht und unrecht, gut und böse wegfällt, der gangbare Begriff von Sünde ein leerer Begriff ist; daß Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode undenk-

bar ist, weil nicht allein ihre irdische Wirksamkeit, sondern auch ihre Wirklichkeit von der Verbindung mit dem Leibe abhängt, welchem sie angehört. (Vergl. meine Erörterungen S. 61.)

Niemand wird läugnen, daß ein tüchtiger Mensch von gediegener Gesinnung, mit diesen Satzungen im Kopfe und den frommen Gefühlen, woraus sie fließen, im Herzen, fortschreitend dahin gelangen kann, je länger je mehr die alles, was man Uebel und Böses nennt, vernichtende Idee unverbrüchlicher Naturordnung in sich zu befestigen, seiner Ichheit und Selbstheit sich entäußernd nur als Theil des Allganzen zu leben und zu wirken, sich schlechthin als Welt, die Welt schlechthin als sich fühlend eins zu werden mit Gott, so die kurze Zeitspanne zwischen Geburt und Tod durch unendliche Ausdehnung des Daseyns zur Ewigkeit zu erweitern, ohne eine andere Unsterblichkeit zu verlangen als welche dem Weisen und Frommen schon diesseit des Grabes beschieden ist.

Dieß, wenn ich nicht irre, ist der Gedankenzug, welcher den Verewigten zu des Daseyns Gipfel emporhob, auf welchem er sich der höchsten Einheit seiner selbst bewußt ward.

Wer darf ihm innigste Achtung versagen, wenn er es als seinen Beruf ansah, dessen, was ihn beseligte, andere theilhaftig zu machen, und mit rastloser Thätigkeit mannichfaltigster Art diesem Berufe sein schönes Leben weihete. Und wie wächst diese Achtung durch das Verfahren, welches er hiebey beobachtete!

Trat er etwa auf als ein Prediger in der Wüste, mit lauter Stimme ausrufend: Menschenkinder! Was euch bisher für Christenthum galt ist nur die Schale desselben. Empfanget aus meiner Hand den Kern. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Kommet her zu mir, die

ihr unter dem Joche der Satzungen euch mühselig und beladen fühlet, ich will euch befreyen; die ihr hungert und dürstet nach dem einen, was noth thut, kommet her zu mir, ich will euch erquicken? — Gewiß lag für einen Mann von seinen Gaben und seiner Kraft in dem großen Ereignisse der Stiftung einer neuen Religionsgemeinschaft starke Versuchung, die Rolle eines Reformators zu spielen. Hievon aber war er so weit entfernt, daß er vielmehr alles Ueberlieferte in höchsten Ehren hielt, die Bekenntnißbücher der neu vereinigten Kirchen wie auch die heiligen, und nicht minder so viele Schriften der angesehensten Kirchenlehrer aller Zeiten mit emsigstem Fleiße durchforschte, um weit Zerstreutes, was ihm echt und probehaltig schien, zu sammeln, zu ordnen, zu verknüpfen, zu erläutern, auszulegen, und in einer Weise zu behandeln, welche, mit Vermeidung jedes Anscheins der Neuerung, seiner Lehre als uralter und allgemeiner den Eingang bahnete in die Gemüther und jeglichem die Wahrheit enthüllete in dem Maße, als er derselben fähig und empfänglich wäre.

Hiebey machte er mit wunderwürdiger Kunst in vollem Umfange Gebrauch von jener unter dem Namen Oekonomie von den ältesten und größten Kirchenlehrern nach dem Beyspiele des heiligen Paulus so häufig angewandten Lehrklugheit, deren Eigenthümliches darin besteht, daß man sich bey Mittheilungen über das Heilige den Bedürfnissen, den Vorurtheilen, selbst den Leidenschaften derer, auf welche man wirken will, anbequemt; daß man zur Erreichung des vorgesteckten Zieles, statt den geraden und kürzesten Weg zu wählen, nicht selten sich in Seitenpfade und Irrgänge verliert, ja daß man der Wahrheit zu Liebe, keine Scheu trägt, sie mit Irrthum zu versetzen. (Vergl. meine Schrift über Melanchthon S. 177).

Bey unserem verewigten Meister zeigt sich diese haushälterische Klugheit unter anderm darin, daß er an gangbare Worte neue Begriffe knüpft, oder gangbare Begriffe in neue Worte kleidet; daß er Zweifelhaftes und Bestrittenes als an sich Einleuchtendes und Ausgemachtes hinstellt, oder umgekehrt; daß er Hauptlehren in den Hintergrund zurückdrängt, Nebenlehren in den Vorgrund treten läßt; daß er nicht verschmähet, prächtig klingende Worte anzustimmen, welche das Ohr füllen, aber den Kopf leer lassen; daß er handgreifliche Widersprüche vorträgt, welche den Eindruck von etwas außerordentlich Tiefsinnigem machen; daß er, was in den Aussagen der heiligen Schrift und der kirchlichen Ueberlieferung seinen Satzungen günstig ist, geltend macht, das Ungünstige übergeht oder als unwesentlich beseitigt, woraus der Schein entspringt, sie seyen aus jenen Urkunden geschöpft, nicht in sie hineingetragen; daß er von verwickelten Untersuchungen das Ergebniß verschweigt oder nur andeutet; daß er sich sorgfältigst hütet, das Innerste seiner Weisheit völlig aufzudecken, sondern beflissen ist, es mit einem nur halb durchsichtigen Schleier zu verhüllen.

Belege zu dem hier Gesagten finden sich reichlich in meinen Erörterungen, namentlich im fünften und sechsten Abschnitte. Hier sey vergönnt, nur ein Beyspiel anzuführen betreffend persönliche Fortdauer nach dem Tode.

Wie abweichend verschiedene hierüber auch denken mögen, gewiß sind doch alle einig darin, daß der Glaube an Unsterblichkeit das religiöse Bedürfniß nur befriedigen, daß er beglückend und veredelnd nur wirken kann, wenn er zur Wurzel hat Verlangen nach wachsender Verähnlichung mit Gott, zur Stütze unbegränztes Vertrauen zu Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Gnade, daß er, hievon losgerissen, zu dem Entsetzlichsten gehört, was es giebt, weil er dann

Erwartungen zuläßt von dem Zustande nach dem Tode, gegen welchen Vernichtung als der Güter größestes erscheint. Der Gott, welchen der Verewigte zur Anbetung aufstellte, ist ein willenloses, liebeleeres, aller sittlichen Eigenschaften ermangelndes Wesen von unendlicher Macht und Einsicht, nach Gesetzen wirkend, welche es nicht giebt, sondern in der unveränderlichen Natur der Dinge und sein selbst vorfindet. Versetzet euch in die Stimmung eines solchen Gottgläubigen, nehmet an, er werde von dem Elende, welches unter der Waltung seines Weltgeistes das Menschengeschlecht plagt und quält, gerührt, er fühle selbst sich durch herbes Mißgeschick niedergebeugt: was anderes kann ihn trösten als der Gedanke, daß dem unsäglichen Leiden, wovon er Zeuge und Theilnehmer ist, der Tod ein Ziel setzt? Raubet ihr ihm diesen Trost durch eröffnete Aussicht auf nachirdisches Daseyn ohn' Ende: so bringet ihr ihn in Gefahr, der Verzweifelung oder dem Wahnsinn zur Beute zu werden: denn wer steht ihm dafür, daß nicht das künftige Leben noch viel kümmerlicher als das gegenwärtige seyn, daß es nicht stufenweise, statt zum Besseren, fortschreiten werde zum Schlimmeren. Sein Glaube an den Weltgeist enthält nichts, was ihm das Gegentheil verbürgen könnte. Wohl ihm, daß eben dieser Glaube Elemente in sich hegt, welche die Idee persönlicher Fortdauer im Keime ersticken, oder vielmehr gar nicht aufkommen lassen. Ohne zu wiederholen, was ich hierüber im siebenten des Meisters Lehre von den letzten Dingen betreffenden Abschnitte der Erörterungen gesagt habe, betrachte ich an dieser Stelle die Sache nur von der Seite, als sie seine Lehrklugheit im glänzendsten Lichte zeigt.

In Erwägung nämlich, daß die Lehre vom zukünftigen Leben von jeher bis auf diesen Tag als eine der allerwe-

sentlichsten Grundsatzungen des kirchlichen Christenthums gegolten hat, daß sie in die gesammte Denk- und Empfindungs-Weise der Menschen, ja auch in die staatsbürgerlichen Verhältnisse tief und mannichfaltig eingreift, daß man die quälenden Befürchtungen, welche so häufig daraus entspringen, nicht ersticken kann, ohne zugleich die schmeichelnden Hoffnungen zu zerstören, welche sie nährt, daß es Unzählige giebt, welche jener wie dieser als kräftiger Schutzmittel bedürfen, der einen gegen Versuchung zur Sünde, der andern gegen die Schrecknisse des Todes; in Erwägung alles dessen hütet er sich, um kein Aergerniß zu geben, weislich, dieses Lehrstück zu verwerfen. Während er es aber stehen läßt als nothwendigen Bestandtheil des allgemeinen Kirchenglaubens, welchem er sogar, ohne Scheu, des Widerspruches mit sich selbst geziehen zu werden, persönlich beyzupflichten scheint, läßt er es nicht an Aeußerungen fehlen, um es heimlich zu untergraben und wankend zu machen. Dahin rechne ich, daß er ihm seine Stelle anweiset unter den von ihm genannten prophetischen Lehrstücken, welche, wie er selbst (S. 658) sagt, ihrer Natur nach Visionäres und Mythisches an sich haben, d. i. Gesichtlerisches und Sinnbildliches; ferner die Bemerkung, es sey zu viel behauptet, daß der Glaube an Gott den Glauben an Unsterblichkeit in sich schließe, und die andere, es dürfe dem, welcher Christi persönliche Unsterblichkeit läugne, deßwegen ein gewisser Glaube an den Erlöser nicht geradehin abgesprochen werden; außerdem was er zu verstehen giebt von dem Gegensatze zwischen einem unfrommen Glauben und einem frommen Unglauben an persönliche Fortdauer, und von einer Entsagung auf diese, welcher (S. 623.) nachgerühmt wird, sie betrachte den gemeinsamen Menschengeist, die Quelle der einzelnen Seelen, als die wahre lebendige Einheit,

welcher Ewigkeit und Unsterblichkeit zukomme, die einzelnen Seelen aber als deren vorübergehende Actionen, die sich zu jener höheren Lebenseinheit verhalten wie sich in unserem geistigen Leben die einzelnen auch vorübergehenden und nicht wiederkehrenden Momente zu der Einheit desselben verhalten. „Mit einer solchen Entsagung auf die Fortdauer der Persönlichkeit, wird hinzugefügt, kann sich eben so wohl die Herrschaft des Gottesbewußtseyns im Allgemeinen vertragen, wie sich die reinste Sittlichkeit und die höchste Geistigkeit des Lebens damit verträgt.“

Mehr läßt er von seiner verborgenen Weisheit nicht hervorschimmern, mit Zuversicht darauf rechnend, daß wer jene und ähnliche Andeutungen zu Herzen nimmt, allmählich, wie es seinem Seelenheil zuträglich ist, aus dem unfrommen Glauben an zukünftiges Leben herauswachsen, in den frommen Unglauben an dasselbe hineinwachsen werde.

Freylich könnte sich auch ereignen, daß manchem in dem ersten seligen Augenblicke, in welchem er sich schlechthin als Welt fühlt, die Welt schlechthin als sich, und eins wird mit dem Unendlichen, plötzlich die Schuppen vom Auge fielen, und widerführe, was in Werner's (eines Dichters, von welchem, wie mir aus meinen berlinischen Erinnerungen vorschwebt, damals die Sage ging, er habe die Reden über die Religion nicht weniger als vierzehn Male gelesen), was, sage ich, in Werner's Söhnen des Thales dem Ritter Robert widerfuhr, als er zu dem greisen Adam sagte:

Der Egoismus, selbst der leiseste,
Ist aller Größe Tod; — im Sittlichen
War nie ein Held noch ohne Selbstverläugnung —
Und was vom Helden gilt, gilt auch vom Schöpfer:
Denn wer ist Held, wenn er nicht Schöpfer ist? —

Der Tod — so dämmert's mir — er soll vielleicht,
Er, der von uns so gar nichts übrig läßt —
Vielleicht Symbol seyn dieser Selbstverläugnung —
Vielleicht noch mehr ... — vielleicht — Ich hab' es,
Alter!
Die krüpplichte Unsterblichkeit — nicht wahr? —
Die unser eignes jämmerliches Ich
So dünn und kläglich — so mit allem Unrath
Nur fortspinnt in's Unendliche — nicht wahr? —
Auch sie muß sterben? — unser schales Selbst —
Wir sind in Ewigkeit nicht dran genagelt? —
Wir können es, wir müssen es verlieren,
Um einst in Aller Kraft zu schwelgen! —
Brüder,
ruft nun Adam in das Innere der Höhle,
Brüder,
Er hat entsagt — er hat es selbst gefunden! —
O, Preis dem Licht! der Norden ist gerettet! —

worauf verborgene Stimmen der Alten vom Thale sich vernehmen lassen:

Heil und Lob dir, du Starker!
Kraft und Licht dir von oben!
Kröne, kröne das Werk!

Der gewiß nicht schwachen Versuchung, von hier aus auf Nebenbetrachtungen abzuschweifen, widerstehe ich, um ungesäumt einem Einwurfe zu begegnen. Verdient, könnte jemand sagen, jene von dir beschriebene Lehrklugheit wirklich das Lob, welches du ihr beyzulegen scheinst, da sie doch genau besehn auf nichts anderes hinausläuft als auf Verstellung und Unwahrheit? Wer so dächte, den würde ich verweisen auf des Verewigten Sendschreiben an die Doctoren von Cölln und Schulz (befindlich in der theol. St.

und Krit. vierten Jahrganges erstem Hefte) wo Seite 33. folgende höchst merkwürdige Worte geschrieben stehen:

„Unwahrheit ist ein großes Wort, aber doch nur ein abstractes, und es kann jedes Mal nur der Natur der Sache nach angewendet werden.“

Hierüber bemerke ich, daß die Begriffe wahr und unwahr gewiß nicht zu den durch Abziehung entstandenen gehören, sondern wie die Begriffe gut und böse, schön und unschön, zu den ursprünglichen in unser Bewußtseyn eingewickelten, daß also der Meister wie es scheint sich im Ausdrucke vergriffen hat, wenn er das Wort Unwahrheit ein Abstractum nennt. Hierunter aber leidet die Richtigkeit seiner Behauptung nicht, welche wohl nichts anderes meint als dieses, daß jene Worte wahr und unwahr Beschaffenheiten unserer Erkenntniß bezeichnen, welche keinen Gegensatz bilden, sondern sich nur dem Grade nach von einander unterscheiden, durch unmerkliche Abstufungen in einander übergehen. So verhält es sich in der That! Ja ich möchte, noch weiter gehend, mit Bacon sagen: „Gelänge es, in den Gemüthern der Menschen ihre eitelen Vorurtheile, ihre thörichten Hoffnungen, ihre falschen Schätzungen der Dinge, ihre grillenhaften Einbildungen und Aehnliches auszurotten: so läßt sich kaum zweifeln, daß wer weiß wie viele in Niedergeschlagenheit und Entkräftung versinken, vor Mißmuth und langer Weile sich selbst unausstehlich fallen würden.“

Wohlan! in dieser mit der Unschuld eingebüßten Empfänglichkeit für reine, ungetrübte Erkenntniß, in dieser mit der Erbsünde uns angebornen Liebe zum Wahn liegt für Männer, dergleichen Propheten, Apostel, Kirchenstifter, Glaubensväter sind, welche der Menschen Denkart über das Höchste, was es giebt, umbilden wollen, nicht allein

Befugniß, sondern auch Verpflichtung, der lauteren Wahrheit, welche sie zu offenbaren sich berufen fühlen, größere oder geringere Beymischung von Irrthum zu geben, der Zeit es überlassend, sie allmählich davon zu reinigen. War nun dieß die Quelle von des Meisters erwähnter Lehrklugheit: warum soll ich sie nicht an ihm rühmen, um so mehr, da er hierin, wie gesagt, die angesehensten Kirchenlehrer zu Vorgängern hatte, welche sich ihrer Seits den heiligen Paulus zum Muster nahmen?

Doch bin ich weit davon entfernt, sie unbedingt zu preisen, weil sie gar leicht in Selbsttäuschung verstrickt, wovon auch der Verewigte, wie mir scheint, nicht frey geblieben ist.

Hiebey denke ich zunächst an das Verhältniß der Theologie zur Philosophie, wie es in ihm war, wie er es anfangs aufgefaßt wissen wollte, zuletzt aber selbst aufgefaßt zu haben scheint.

Was ich hierüber vorzutragen habe, stützet sich auf folgende Begriffsverknüpfung:

Glauben heißt etwas für wahr halten auf den Grund eines Zeugnisses. Besteht dieses in einer unabweislichen Aussage des Selbstbewußtseyns, und bezieht es sich auf das Unveränderliche in den Dingen, d. i. auf die Dinge, sofern sie möglich oder nothwendig sind, dergestalt, daß es Allgemeinheit und Nothwendigkeit bey sich führt: so entspringt Vernunftglaube; besteht es in einer von außen durch sinnliche Anschauung oder durch Ueberlieferung uns zukommenden Aussage, und bezieht es sich auf das Veränderliche in den Dingen, d. i. auf die Dinge, so fern sie wirklich sind, dergestalt, daß es weder Allgemeinheit noch Nothwendigkeit bey sich führt: so entspringt Erfahrungsglaube oder geschichtlicher.

Wissen heißt etwas als wahr erkennen auf den Grund gegenständlicher Einsicht. Hat dasselbe zur Grundlage den Vernunftglauben, und ist die entsprungene Ueberzeugung von der Beschaffenheit, daß sie mit dem Bewußtseyn der Unmöglichkeit des Gegentheils verbunden ist: so entsteht wissenschaftliche Vernunfterkenntniß. Hat es zur Grundlage den Erfahrungsglauben oder den geschichtlichen, und ist die entsprungene Ueberzeugung von der Beschaffenheit, daß sie die Möglichkeit des Gegentheils nicht ausschließt: so entsteht wissenschaftliche Verstandeserkenntniß.

Wie verhält sich beyderley Glauben zu beyderley Wissen? Nicht anders als des Baumes Wurzel zu dessen Stamme, Aesten, Zweigen, Blättern, Blüthen, Früchten.

Nun aber giebt es eineu Glauben, welcher zwischen den beyden vorher genannten und beschriebenen in der Mitte liegt, ich meine den Offenbarungsglauben, dessen Natur es mit sich bringt, daß er sich theils auf den Gehalt der Lehre gründet, zu welcher als einer göttlichen der Gläubige sich bebekennt, theils auf Ueberlieferungen von Wunderwerken, durch welche die Göttlichkeit der Lehre bekräftigt worden. Denn setzet, es träte jemand auf als göttlicher Gesandter und verkündigte eine Lehre, welche den Zeugnissen des inneren Sinnes widerspräche: so fände er gewiß keinen Glauben, er möchte sein Wort durch noch so viele Wunderwerke bestätigen, welche man in diesem Falle für Täuschung erklären würde. Wenn dagegen jemand als Weltverbesserer auftretend eine Lehre verkündigte, welche die religiösen Bedürfnisse vollständig befriedigte: so würde seine Rede zwar Beystimmung finden, er selbst aber für einen göttlichen Gesandten nur dann gelten, wenn er sein Wort durch Wunderwerke bestätigend den Vernunftglauben durch den Erfahrungsglauben unterstützte — Beyderley Zeugnisse

müssen zusammenkommen, um eine Religion als eine von Gott unmittelbar geoffenbarte zu stiften, und fortwährend zusammenwirken, um sie als solche in Ansehen zu erhalten. Wer an Jesum glaubt einzig und allein wegen dessen, was die Ueberlieferung meldet von den Wundern, welche an ihm und durch ihn geschahen, ohne von der Heiligkeit seiner Lehre durchdrungen zu seyn, der hat nicht den echten Kirchenglauben; und eben so wenig der, welcher an Jesum glaubt einzig und allein aus Ehrfurcht für die Heiligkeit seiner Lehre, ohne das geringste Gewicht zu legen auf das Wunderbare, welches die Ueberlieferung von ihm meldet.

Nicht anders als mit dem Offenbarungsglauben verhält es sich mit der Offenbarungswissenschaft, d. i. der Dogmatik, welche ganz ungleichartige Elemente der Erkenntniß dergestalt verknüpft, daß sie Vernunftwahrheiten, welche Allgemeinheit und Nothwendigkeit bey sich führen, durch geschichtliche, wenn auch nicht einzig und allein begründet, doch zum Theil erweiset, und diesen wiederum Gültigkeit verschafft durch Berufung auf jene. Wie nun ein solches Verfahren der Dogmatik uuerlaßlich, so ist es der Philosophie ganz unzuläßig, welcher es nicht weniger widerstrebt, Thatsächliches aus Vernunftideen abzuleiten, als Vernunftideen aus der äußeren Erfahrung zu schöpfen. Die Kluft, welche diese beyden Denkgebiete trennt, ist es, die Lessing als den garstigen breiten Graben bezeichnet, über den er nicht kommen könne, so oft und ernstlich er auch den Sprung versucht habe. „Kann mir jemand hinüber helfen, sagt er, der thu' es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdient ein Gottslohn an mir.“

Aus dem Gesagten folgere ich, daß kein gründlicher Philosoph echter Dogmatiker seyn kann, kein echter

Dogmatiker gründlicher Philosoph. Wer beyde in sich zu vereinigen strebt, bedenkt nicht, daß weltliche und kirchliche Weisheit zwar keineswegs einander feindselig gegenüber stehen, sich vielmehr gegenseitig sehr wohl vertragen, aber nur, wenn eine von beyden der andern sich freywillig unterordnet, wogegen sie die Seele, deren sie sich zugleich bemächtigen, in unvermeidlichen Zwiespalt mit sich selbst bringen, sobald jede ihr Wesen für sich treiben will, ohne sich um die andere zu bekümmern.

Um nun von diesen allgemeinen Betrachtungen die Anwendung zu machen, sage ich:

In Erwägung, daß der verewigte Meister seiner Glaubenslehre eine angeblich unmittelbare Thatsache des allgemeinen Menschenbewußtseyns zum Grunde legte, daß er, um das Wesen des Christenthums auszumitteln, die so genannte Religionsphilosophie zu Hülfe nahm, daß er die aus den von ihm aufgestellten Grundsätzen durch Begriffsforschung abgeleiteten Lehren mit den überlieferten zwar zusammenstellte, aber nur, um diese nach jenen zu modeln, oder, wenn sie hiegegen sich hartnäckig sträubten, zu beseitigen; daß er sich gegen Anerkennung einer unantastbaren Erblehre, gegen Feststellung unabänderlicher Satzungen bey jeder Gelegenheit auf das bestimmteste erklärte, und für die neu entstandene evangelische Kirche keine andere Einheit verlangte, als welche in unbeschränkter Lehrfreyheit besteht — In Erwägung alles dessen gewann ich die Ueberzeugung, daß in ihm der Philosoph den Dogmatiker sich unterthänig gemacht habe, und daß, wenn er sich hiegegen verwahrte durch die wiederholte Behauptung, seine Glaubenslehre habe mit der Philosophie nichts zu schaffen, dieses nur aus Lehrklugheit geschehe.

Diese Ueberzeugung sprach ich aus in den Erörterungen, wo es S. 40 heißt:

„Die Gutmüthigkeit eines Lesers, welcher sich überreden ließe, die Urkunden der Bekenntnißschriften und der heiligen Bücher seyen die Quellen, aus welchen diese Glaubenslehre geschöpft worden, möchte wohl der Verfasser selber als Einfalt belächeln. Nein! Nicht ist sie anzusehen als ein auf dem Boden der Kirchenweisheit entsprossenes Gewächs, sondern als ein künstlich dorthin verpflanztes, welches Daseyn, Wachsthum und Gedeihen einzig der Philosophie verdankt."

Was er S. 529 des zweyten Sendschreibens hiegegen erinnert, läuft so weit es mich betrifft, wenn ich recht verstehe, darauf hinaus, ein starker Beweis für den nicht philosophischen Gehalt und Karakter seiner Glaubenslehre liege eben darin, daß ein Unphilosoph, wie ich, sie für ein Erzeugniß der Philosophie ansehe. So bitter höhnisch hätte er sich doch wohl schwerlich ausgelassen ohne innigste Ueberzeugung, daß ich ihn falsch beurtheile, woraus ich folgere, er habe damals über diesen Punct andere keineswegs täuschen wollen, sondern in Selbsttäuschung begriffen wirklich dafür gehalten, die Glaubenslehre von der Philosophie unabhängig gemacht und so sich das Verdienst erworben zu haben, welches Dr. Twesten mit Beystimmung des Dr. Lücke ihm zuerkannt hatte.

Wahrscheinlich hätte sich unter dem Einflusse so hervorragender Männer dieser Ruf je länger je mehr befestigt, und das kirchliche Ansehen des Werkes mit dem Fortschritte der Zeit zugenommen, wäre nicht ein Gewaltiger aufgestanden, um dasselbe zu erschüttern, und dieser Gewaltige war kein anderer als der Meister selbst. Wie das? — Hierüber lasset uns ihn selber vernehmen in dem ersten Sendschreiben, wo er S. 257 sagt: „Dem Leser ist der Schriftsteller zwar schuldig, sein Buch so gut zu machen als er kann, aber hernach nichts weiter. Schreibt aber ein Leser etwas

über mein Buch: nun wohl, so kehrt sich das Verhältniß um. Er hat kein größeres Recht, zu verlangen, daß ich ihn lese, wie jeder andere Schriftsteller; und werde ich sein Leser: so bin ich ihm wieder nichts schuldig, als nur das Seinige so gut zu nützen als ich kann. Von irgend einer Art von Pflicht also, Einwürfe zu beantworten, und für die schreibenden Leser wieder ein Schreibender zu werden, sehe ich gar nichts ein."

Vortrefflich! ganz seiner würdig! Warum aber blieb er diesen Grundsätzen nicht getreu, sich begnügend, seine Bestreiter sammt und sonders auf die nahe bevorstehende zweyte Ausgabe des Werkes zu verweisen, wo jeder nach dem Maße seiner Würdigkeit und Bedürftigkeit sich, wenn auch nicht genannt, doch beachtet und bedacht finden würde. Hätte unter ihnen etwa der eine oder andere in seiner Erwartung sich betrogen gefunden und von neuem angefangen sich zu regen: so stand ihm ja frey, abermals und nochmals auf eine dritte und vierte Ausgabe zu vertrösten. Wenn in diesem Falle die Anhänger gesagt hätten: Man sieht, der Meister konnte seine Gegner niederkämpfen, wollte aber nicht: was blieb diesen anderes übrig, als zu schweigen, und wie konnten bey des Mannes großem Ansehen die Unbetheiligten anders als beypflichten! Da er aber aus zu weit getriebener Nachgiebigkeit gegen seinen Freund Lücke in diesem Puncte die Lehrklugheit verläugnend von seiner unerreichbar scheinenden Höhe in Person auf den Kampfplatz herniederstieg, Mann für Mann mit seinen Gegnern anband, ohne einen einzigen zum Wanken zu bringen: was war natürlicher als daß diese sagten: Man sieht: Der Meister wollte uns niederkämpfen, konnte aber nicht — eine harte Rede, welcher gleichwohl die Jünger nichts entgegenzusetzen hatten; und die Unbetheiligten trotz des Mannes großem Ansehen sich

geneigt finden mußten beyzustimmen, wenn sie zumal einige Hauptpuncte der Verantwortung scharf in's Auge faßten.

Dahin rechne ich, was er im zweyten Sendschreiben (S. 528) sagt, um sein Werk als ein nicht philosophisches geltend zu machen, obwohl es streng wissenschaftlich ist in einem Sinne und Grade, in welchem es der bisherigen kirchlichen Glaubenslehren keine war, der Natur der Sache nach keine seyn konnte. Billig war doch nun, anzuzeigen, welchem der verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete es zuzuweisen sey, ob etwa dem mathematischen, oder dem naturlehrigen, oder dem geschichtlichen, oder dem sprachgelehrten. Da es offenbar auf keinem von diesen ein anständiges Unterkommen finden kann: so bleibt uns, wie sehr der Meister sich dagegen auch sperren und sträuben möge, nichts anderes übrig als ihm eine Stelle in dem philosophischen einzuräumen. Und wir können dieses, ungeachtet er sich nur für einen Dilettanten der Philosophie ausgiebt, getrost, weil er auf philosophische Zünftigkeit nur verzichtet in Ansehung des Stoffs, welchen die Weltweisheit zu behandeln hat, nicht aber in Beziehung auf das Verfahren, welches sie in Behandlung desselben beobachtet: denn §. 31. der Glaubenslehre besagt ja ausdrücklich, der Dogmatik sey wesentlich eine wissenschaftliche Gestaltung, welche sich zeigen müsse in dem dialektischen Karakter der Sprache und in dem Systematischen der Anordnung. In wie hohem Grade das Werk die letzt genannte Eigenschaft besitze, als ein wohlverbundenes Ganzes, welches im vollsten Sinne Anfang, Mitte und Ende hat, weiß jeder der es kennt, woraus folgt, daß, um es zu verstehen und richtig zu beurtheilen, vor allem nöthig ist, sich der Grundsätze zu bemächtigen, auf denen es beruht, um ausmitteln zu können, ob mit ihnen die abgeleiteten Lehrsätze stimmen

oder nicht, wogegen wer sich an einzelne der späteren Abschnitte hält, unbekümmert, ob was diese aussagen oder auszusagen scheinen, übereintrifft mit dem, was sie, um folgerichtig zu seyn, aussagen sollen, vermag nicht in das Innere desselben einzudringen und gewinnt nur eine oberflächliche Kenntniß, welche ihn des Rechts, über seinen Gehalt und Werth mitzusprechen, beraubt.

Gleichwohl — wer sollte es für möglich halten? — ist es das erstgedachte Verfahren, welches der Meister in dem angeführten Sendschreiben tadelt, das andere, welches er lobt und empfiehlt. Denn die Hauptursache der vielfachen Mißverständnisse, worüber er zu klagen hat, ist nach S. 483. keine andere als die, daß man viel zu großes Gewicht auf die Einleitung und den ersten Theil gelegt hat, welche beyde doch zur eigentlichen Glaubenslehre sich nur verhielten, wie zum Tempel der Vorhof, den man freylich zu durcheilen pflegt, um desto länger im Innern zu verweilen, gern vergessend, wie man in dieses hineingekommen. Ja, er giebt zu verstehen, daß alles, was der erste Band enthalte von der Natur der Frömmigkeit, vom Wesen der Religion, vom Eigenthümlichen des Christenthums, vom Verhältnisse der Kirchenweisheit zur Weltweisheit, von Gott und Welt und ihrer gegenseitigen Beziehung u. s. w. volles Licht erst bekomme, wenn man, bis zu des Werkes Mitte vorgedrungen, fähig geworden, den Geist seiner Lehre vom Buchstaben abklärend zu scheiden. Hiemit nicht sich begnügend geht er (was allen Glauben übersteigen würde, wenn man es nicht vor Augen sähe) so weit, das oben als einzig zulässiges angerühmte Verfahren als ein völlig unvernünftiges zu schmähen, indem er S. 485 geradezu sagt, er müsse von einigen derer, welche es beobachten, voraussetzen, daß sie von der Einleitung und dem ersten Theile als

einem ihnen fremdartigen und ungewohnten Getränke gleichsam betäubt, in dem zweyten das ihnen sonst wohl Bekannte und Geläufige nicht mehr recht herausschmecken konnten.

Es entsteht nun, wenn dieses alles so sich verhält, von selbst die Frage, warum es doch dem Meister nicht beliebte, der Hauptlehren eine, wie etwa die von der Erlösung oder dem Reiche Gottes, an die Spitze zu stellen, die übrigen nach Verhältnisse ihrer Wichtigkeit folgen zu lassen, die Einleitung aber zum Anhange zu machen, aus einem Vorhofe zur Hinterhalle umzuwandeln, welche vielleicht mancher zu seinem Glücke gar nicht betreten hätte, um sich den Genuß der Schönheiten des Hauptgebäudes nicht zu verkümmern.

Was ihn abhielt, diese Stellung, welche er für die allerdings vorzüglichere erklärt, zu wählen, war, wie er S. 488 sagt, zweyerley, eine Grille nämlich, und das Bewußtseyn einer gewissen Unvermögenheit.

Die Grille entsprang aus einer ihm so zu sagen angebornen und daher unwiderstehlichen Hinneigung zur Klimax und Abneigung gegen jede Art von Antiklimax. Hiebey hat man nicht zu denken an die unter diesen Namen bekannten rhetorischen Figuren, sondern an zwey einander entgegengesetzte Anordnungen, deren eine von dem weniger Anmuthenden und Bedeutsamen stufenweise emporsteigt zu dem Gehaltvolleren und Kräftigeren, die andere in entgegengesetzter Richtung stufenweise hernieder steigt. Für eines der schönsten Muster emporsteigender Abstufung im Ganzen wie im Einzelnen gilt Dante's göttliche Komödie. Nehmet an, der Dichter beginne mit dem letzten Gesange des Paradieses, um durch des Himmels, des Reinigungsortes, des Unterreichs Bezirke rückwärts schreitend mit dem

ersten der Hölle zu enden: wie sehr würde hiedurch der beabsichtigte Eindruck leiden! Eines ähnlichen Mißgriffs müßten wir den Meister zeihen, hätte er sein Werk eröffnet mit der erwärmenden, erhebenden, begeisternden Lehre von Sünde und Gnade und rückwärts schreitend beschlossen mit der erkältenden, niederbeugenden, entseelenden vom Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit.

Gleichwohl, da es bey einem wissenschaftlichen Werke weniger darauf ankömmt, Wohlgefallen zu erwecken als Einsicht zu gewähren: so hätte er seinen Abscheu gegen niedersteigende Abstufung vielleicht überwunden, wäre dieser nicht unterstützt worden durch ein gewisses Gefühl der Unvermögenheit, womit es folgende Bewandniß hat.

Sein Vorhaben, wie er (S. 494 — 501) nicht geradezu sagt, aber doch in vielfach umschweifender Rede andeutet, war, eine Glaubenslehre aufzustellen, welche Satz für Satz den wissenschaftlichen Foderungen und den religiösen Bedürfnissen gleichmäßig genüge, außerdem im Ganzen und Großen das Gebiet der Rechtgläubigkeit möglichst erweitere, den Bezirk der Irrlehrigkeit möglichst verenge; er sey sich bewußt, diese Doppelaufgabe nicht befriedigend gelöset zu haben wegen eingetretener Schwierigkeiten, deren Beseitigung ihm trotz aller Anstrengung selbst bey der gewählten Stellung nicht nach Wunsche gelungen sey, bey der andern aber gewiß hinter diesem noch viel weiter zurückgeblieben wäre.

Wie aber? Giebt es nicht außer jenen beyden Anordnungen eine in der Mitte liegende dritte, welche die Seele weder empor hebt noch niederzieht, sondern wie auf ebenem Boden bald vorwärts bewegt, bald rückwärts, bald rechts, bald links, bald rundum? Auch diese bringt er zur Sprache mit heiterer Anspielung auf jene bekannte griechische In-

schrift, welche nach seiner eigenen Verdeutschung in Platon's Phädrus also lautet:

Hier an des Midas Grab erblickst du mich eherne
Jungfrau.
Bis nicht Wasser mehr fließt, noch erblühn hochstämmige Bäume,
Muß ich verweilen allhier an dem viel bethräneten
Denkmal,
Daß auch der Wanderer wisse, wo Midas liege begraben.

Wer sieht nicht, daß mit Ausnahme des ersten Verses, welcher sich als Ueberschrift betrachten läßt, es bey den drey übrigen keinen Unterschied macht, ob man sie von hinten oder von vorn lese.

Mit versteckter aber doch hervorschimmernder Anspielung hierauf läßt er sich S. 502 also vernehmen:

„Gedichte liebe ich freylich nicht, die man beliebig bey jeder Zeile anfangen kann und dann vorwärts oder rückwärts gehn, mögen sie nun griechisch seyn oder deutsch; und bey philosophischen Systemen würde ich solche Veränderungen in den Gliedern und Rotten der Sätze auch nicht für thulich halten, so weit ich als Dilettant darüber urtheilen kann. Aber eine Dogmatik wird niemals ein Gedicht, wenn sie auch in ihrem Urheber noch so wenig Wahrheit hat, und ein philosophisches System soll sie auch nicht seyn, und wenn auch ihr Verfasser übrigens noch so philosophisch ist. Darum kann es nicht nur mit ihr eine andere Bewandniß haben, sondern ich könnte so keck werden, zu behaupten, daß es ein Vorzug einer Dogmatik sey, wenn sie eine solche Umstellung verträgt.“

Schon früher S. 487 bezeichnet er den Spruch Joh. 1, 14. „Und das Wort ward Fleisch, und wohnete unter

uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit" als den Grundtext wie der ganzen Dogmatik so der ganzen Amtsführung des Geistlichen. Gesetzt nun, er hätte diesen Kernspruch als Grundgedanken hingestellt, um aus ihm die Lehrsätze unmittelbar abzuleiten: so entstand ein Werk, dessen Theile sich nicht in einander fügten, sondern nur an einander reiheten, zusammengehalten einzig und allein durch den Hauptsatz, welchen sämmtliche Lehrsätze zum Inhalte hatten, jeder einzelne derselben aber von einer andern Seite auffaßte, in einem eigenthümlichen Lichte zeigte, vergleichbar den wechselnden und doch zusammenstimmenden Gesangweisen, welche in der Sprache der Tonkünstler den Namen Variationen führen. Da solcher Gestalt jeder Lehrsatz mit den dazu gehörigen Erläuterungen ein für sich bestehendes und für sich verständliches Ganzes gebildet hätte: so war niemanden verwehrt, nach Belieben den ersten den besten herauszugreifen, die Lesung des Buchs von vorn, oder von hinten, oder von der Mitte anzufangen. Diese hier beschriebene Anordnung ist keine andere, als welche Pascal unter dem Namen Anordnung des Herzens so beredt preiset. Aber wie vortrefflich sie auch seyn möge, heilige Wahrheiten zu veranschaulichen, so untauglich ist sie, dieselben zu ergründen; ja, sie würde, von dem Meister angewendet, sein Werk aus einem Lehrbuche in ein Erbauungsbuch, die darüber gehaltenen oder zu haltenden akademischen Vorträge aus wissenschaftlichen in collegia pietatis umgewandelt haben.

Lasset uns demnach, alles wohl erwogen, ihn höchlich loben, daß er als die seinem Stoffe und Zwecke einzig gemäße Anordnung die systematische gewählt hat; lasset uns, sage ich, ihn deßwegen loben, jedoch unter der Bedingung,

daß er die, welche, um sein Werk als das aufzufassen, was es ist, nicht die Grundsätze nach den Lehrsätzen auslegen, sondern diese nach jenen, daß er, sage ich, solche nicht tadle, oder gar wie Trunkenen und Berauschten ausweiche, sondern Stand halte als Besonnenen und Nüchternen, welche allein fähig sind, seine Glaubenslehre gründlich zu verstehen und gerecht zu würdigen.

Wer nun von diesen in den Grundgedanken, um welche sie sich wendet, Offenbarungen des heiligen das Christenthum durchdringenden Geistes vernimmt, der freue sich des köstlichen Werkes als eines in seiner Art einzigen von eben so strenger Wissenschaftlichkeit als echter Kirchlichkeit. Wer dagegen jene Grundgedanken mit den apostolischen Ursatzungen schlechthin unvereinbar findet kann nicht anders, als alle daraus folgerecht fließende Lehren, wie kirchlich sie auch lauten mögen, als unkirchliche; und alle daraus künstlich hergeleitete wahrhaft kirchliche, wie bündig sie auch aussehen mögen, als folgewidrige zu verwerfen.

Denn, wie auch der Meister sich gebehrden, wie er auch sich wenden und drehen möge, um mit seinen Gegnern ein Abkommen zu treffen, daß sie jenes über sein Werk den Stab brechende Entwederoder, ich will nicht sagen, zurücknehmen, sondern nur mildern, — alle seine Bemühungen sind vergeblich, helfen ihm nichts, dienen nur dazu, den Unbetheiligten ein Lächeln abzunöthigen.

Aber wahrlich! Das Lächeln vergeht einem bald, wenn er, wie vom Geiste der Weissagung ergriffen, (S. 489—500) seine Stimme erhebt, um als nahe hervorstehend eine Zeit zu verkündigen, in welcher zu Folge unaufhaltsam vorwärts strebender Wissenschaftlichkeit, naturlehriger, geschichtsforschlicher, sprachlicher, die evangelische Erzählung von Jesu zu einem Fabelbuche, er selbst zu einem jüdischen Landrabbiner

herabsinken, der bisher gangbare Begriff von Schöpfung der Welt den unhaltbaren des Wunderhaften anheim fallen werde.

Man sollte nun meinen, es müßten in diesen schreckenden Vorzeichen die zu Haushaltern der göttlichen Geheimnisse Berufenen mächtige Antriebe finden, zu thun, was in ihren Kräften steht, um die uralte, apostolische, unantastbare Erblehre emporzuhalten, zu beschützen, zu befestigen. Freylich ist sie von Seiten der Wissenschaftlichkeit mit mannichfaltigen Gebrechen behaftet. Aber gilt denn nicht dasselbe von den berühmtesten Lehrgebäuden, welche über göttliche und menschliche Dinge seit Platon und Aristoteles bis zum heutigen Tage aufgerichtet worden? Hat nicht jene vor diesen das voraus, daß sie ihre Heilsamkeit so viele Jahrhunderte hindurch bewährt hat? Ja, müssen nicht die Klugen der Welt selbst es wünschenswürdig finden, daß der unaufhörlich wechselnden Schulweisheit die kirchliche als eine, wenn auch vielleicht nicht weniger irrige, aber doch stete, beharrliche, unwandelbare entgegentrete, und sich zur Verhütung gränzenloser Begriffsverwirrung durch unübersteigliche Schranken von ihr absondere?

Ganz anders hierüber dachte der Verewigte, als er das zweyte Sendschreiben abfaßte, in welchem er empfiehlt, nach seinem Beyspiele und Vorgange die Katechismuslehre von allem zu säubern, was den Freygeistern im Geringsten anstößig seyn könnte, und von der kirchlichen Genossenschaft ihrer keinen auszuschließen, welcher die Begriffe Gott und Welt nur irgendwie scheidet, den Gegensatz zwischen gut und böse bestehen läßt, die Erscheinung eines vollendeten Menschengeschöpfs in der Person Jesu von Nazareth für etwas nicht schlechthin Unmögliches erklärt, unter der Bedingung jedoch, daß er frommer Erregungen fähig und empfänglich sey, welche aus dem Gefühle schlechthiniger Abhän-

gigkeit von dem All-Einen entspringen, und in andächtiger Beziehung derselben auf Erlösung durch Christum Erbauung finde.

Gesetzt nun, es gelänge, (was ich jedoch an meinem Theile gar sehr bezweifle) durch jene zuvorkommende Willfährigkeit gegen die Gelehrten den einen oder andern von ihnen, welcher bisher dem Christenthum abhold war, umzustimmen und gläubig zu machen: was würde denn, fragst du, aus denen, welchen der Herr das Evangelium vorzugsweise predigte, das Himmelreich vorzugsweise verhieß? Du meinst die geistlich Armen, welche in der Einfalt ihres Herzens unvermögend sind, sich Gefühle zu ergrübeln, deren sie weder von Natur theilhaftig sind, noch durch die Gnade theilhaftig werden können, unvermögend auch, ein weder etwas zu wollen noch zu müssen fähiges, und doch alles in allem wirkendes Urwesen für etwas anderes als ein Hirngespinst zu halten, unvermögend endlich, einen allmächtig-ewigen, allmächtig-weisen, allmächtig-heiligen, dabey aber thatlosen, liebeleeren, ungemüthlichen Weltgeist, als einen tauben, stummen, todten Götzen zum Gegenstande der Anbetung zu machen?

Was aus denen würde, liebe Seele? Diese Frage kannst du selber dir beantworten, wenn du bedenkst, daß ihre Denkart zwar den christlichen Grundsatzungen völlig gemäß ist, aber mit den angeblich christlichen Grundgefühlen schlechthin unvereinbar, und wenn du dann §. 25 der Glaubenslehre nachliesest, wie der Begriff des Ketzerischen bestimmt wird.

Ich breche hier ab, weil das Gesagte, wie mir scheint, hinreicht, verständlich zu machen, was ich oben andeutete, der Meister habe durch jene gänzlich mißrathenen und verunglückten Rechtfertigungsschreiben sein kirchlich dogmatisches Ansehen erschüttert, wie kein anderer vermogte.

Hat er es vielleicht durch die zweyte Ausgabe der Glaubenslehre wieder befestigt? — Hören wir hierüber ihn selbst in der Vorrede, wo er sagt: „Ueber mein Verfahren bei dieser neuen Ausgabe habe ich mich im wesentlichen schon anderwärts erklärt. Dennoch finden vielleicht viele Leser auch außer der Einleitung den Unterschied zwischen beiden Ausgaben bedeutender als sie erwartet hatten. Wie groß er aber auch sein möge, so ist doch kein Hauptsatz aufgegeben oder in seinem eigentlichen Gehalt verändert worden."

Möchten doch zur Erläuterung dieser inhaltschweren Worte zwey tüchtige Männer, ein Anhänger des Meisters und ein Gegner sich vereinigen, so daß jeder von beyden für sich und unabhängig vom andern eine gründliche Geschichte der durch die erste Ausgabe veranlaßten Bewegungen und Streitigkeiten abfaßte, um unter steter Berücksichtigung derselben beyde Ausgaben vergleichend, auszumitteln, welche Veränderung der Lehrbegriff in Haupt- und Neben-Puncten durch Darstellung und Wortausdruck, durch Zusätze und Weglassungen, erfahren habe. Möchte dann ein dritter ganz Parteyloser auftreten, um die Arbeiten jener beyden gewissenhaft zu prüfen, und das Ergebniß dieser Prüfung veröffentlichen! Welche Fülle willkommener Belehrungen und merkwürdiger Aufschlüsse würden wir hiedurch erhalten über den Geist der Zeit, über die der neuen evangelischen Kirche muthmaßlich bevorstehende Richtung, über des Meisters dialektische Gewandtheit und umsichtige Lehrklugheit, Kunstverstand und Sprachgewalt.

Gerne hätte ich diesen Vorschlag weiter ausgesponnen, wäre ich nicht im Laufe meiner Betrachtungen gewaltsam unterbrochen worden, da mir plötzlich nicht anders zu Muthe ward, als ob viele tausend Stimmen mir von allen Seiten zuriefen:

Wenn der Verewigte so unchristlich dachte, wie du sagst, woher die Erbaulichkeit seiner Predigt? Hievon gieb Red' und Antwort Mensch, oder hebe dich weg von uns du Lästerer!

Groß war anfangs die Bestürzung, worein ich hiedurch gerieth; um so größer, da der Predigten, welche ich vor vielen Jahren von ihm gehört habe, nur wenige sind, noch wenigere derer, welche ich von ihm gelesen habe, daß ich also die Kraft seiner geistlichen Beredsamkeit nur aus sehr beschränkter Erfahrung kenne, folglich dem, was ihr nachgerühmt wird, unbedingten Glauben schenken muß. Doch hielt sie nicht lange an, jene Bestürzung. Kaum hatte ich davon mich erholt, als ich zu mir selber sprach:

Wie viele Rechtgläubige giebt es, welche höchst unerbaulich predigen. Warum sollte es nicht Mißgläubige geben, welche höchst erbaulich predigen?

Der Glaube, sofern er nicht in einem bloßen Fürwahrhalten besteht, sondern in einer Gesinnung, hat seinen Sitz nicht im Kopfe, sondern, wie seine Schwestertugenden, die Hoffnung und die Liebe, im Herzen. Wenn Kopf und Herz in Zwist gerathen, siegt stets im besseren Menschen dieses.

Je nach dem wer menschliche Willensfreyheit und Selbstthätigkeit für etwas Wirkliches oder nur Scheinbares hält, sind seine Begriffe von Recht und Pflicht, von Tugend und Laster, von Sünde und Gnade, vom Löblichen und Schändlichen, von den Gemüthsbewegungen der Reue und des Zornes, von den Antrieben zum Handeln verschieden; aber die volkthümliche Sprache der Anmahnung und Abmahnung ist in dem einen Falle wie in dem andern dieselbe.

Wenn er vor der Gemeinde sprach, trat der willenlose, liebeleere, ungemüthliche Gott, welchen er sich ergrübelt hatte, in den Hintergrund, um dem zu weichen, von

welchem geschrieben steht: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben."

Ein ewiges Leben anderer Art, als welches schon hienieden aus verinnigtem Gottesbewußtseyn quillt, erkannte er nicht an, wehrte aber niemanden, was er von der Seligkeit desselben pries, überzutragen auf ein jenseit des Grabes neu aufblühendes Daseyn ohn' Ende.

Der Geist, durch welchen er Christum seinen Herrn nannte, hatte diesen ihm verklärt zu einem Gedankenbilde, dessen Betrachtung ihn zu eben so inniger Andacht entzündete, wie den frommen Kirchgläubigen die Anbetung des wahrhaft wesenhaften Gottmenschen.

Unermüdliche, vielfach wirkende Thätigkeit, prophetischer Eifer für was ihm das Höchste galt, Unsträflichkeit des Wandels vereinigten sich, sein Leben zu immerwährendem Gottesdienste zu erhöhen, welcher seinen Worten unwiderstehliche Kraft gab, seinen Vorträgen etwas Weissagerisches.

Zwiefacher Beruf foderte von ihm, daß er, auf dem Lehrstuhl sitzend, von dem Brauchbaren das Wahre, auf der Kanzel stehend, von dem Wahren das Brauchbare aussonderte, und, um jenes wie dieses den Gemüthern derer, auf welche er wirken wollte, zugänglich zu machen, ganz verschiedene Formen der Mittheilung und Darstellung anzuwenden hatte. Hiebey kam ihm trefflichst zu Statten Umfang und Tiefe des Wissens, scharfer Verstand, reiche Welterfahrung, Wohlgeübtheit der Zunge, wie denn auch der eindringliche Klang seiner wohllautenden Stimme, sein leuchtendes Auge, die mit Festigkeit verbundene Zartheit seines Körperbaues zusammenwirkten, seiner Erscheinung im Priesterrocke etwas Ueberirdisches und Geisterhaftes zu verleihen.

Wohlan Versuche, diese flüchtig hingeworfenen Gedanken zu ordnen, zu verarbeiten, ob dir vielleicht gelingt, erklärlich zu machen, warum die Unechtheit seiner Schullehre keinen Eintrag that der Erbaulichkeit seiner Predigt, warum die Erbaulichkeit seiner Predigt nichts beweiset für die Echtheit seiner Schullehre, sondern vielmehr kund giebt, daß es nicht die Vernunft war, was in seinen reinsten Stunden der Weihe über ihn waltete, sondern etwas Höheres als alle Vernunft, der Friede Gottes, welcher, irrseliger Weltweisheit zum Trotze, sein Herz und seinen Sinn bewahrte in Jesu Christo, auf daß an Ihm, als einem weit und hell leuchtenden Beyspiele, erfüllet würde, was geschrieben stehet: „Ich will zu nichte machen die Weisheit der Weisen, und den Verstand der Verständigen will ich verwerfen" — spricht der Herr.

Hiemit schließe ich, weil ich glaube, meinen Zweck erreicht zu haben, welcher war, darzuthun, der Verewigte habe mich verkannt, als er die gleich anfangs mitgetheilten Worte sprach.

Nicht habe ich ihn bekämpft, weil ich in ihm, wie er sich ausgedrückt hat, ein böses Princip gesehen, sondern ich habe, wie ich schon vor Jahren öffentlich aussprach, ihn bekämpft, weil ich dafür hielt, daß so hoch begabte, so beharrlich strebende, so mächtig wirkende, auf abkreisenden Bahnen so kühn einherschreitende Männer wie Er, zu den größten Wohlthätern ihrer Zeit und aller Zeiten gehören, aber nur, wenn sie einen tapferen und unermüdlichen Widerstand finden, wenn auf je Tausende, welche sich ihnen gutwillig ergeben, wenigstens einer kömmt, der sich ihnen zur Wehre setzt, so lange er weiß und kann, um ihnen, so viel

in seinen Kräften steht, wie gering diese auch seyn mögen, die Verbreitung ihrer Herrschaft möglichst zu erschweren, damit sie das Ihrige thun, dieselbe, so weit sie ihnen gebührt, zu sichern, nicht allein für die Mitlebenden, sondern auch für die Nachkommen — Ich habe, wie ich heute hinzusetze, ihn bekämpft, weil er als Wortführer einer neu entstandenen Kirche auftrat mit Lehren, welche diese nicht anerkennen kann, ohne sich mit der gesammten Christenheit auf Erden in Widerspruch zu setzen; ich habe ihn bekämpft, um so viel an mir liegt zu verhüten, daß man durch das Herrliche, was er vollbracht hat, sich verblenden lasse für das von ihm Verfehlte, und durch dieses nicht verstimmen für jenes; ich habe ihn bekämpft, weil mir eben so unmöglich war, mich gleichgültig gegen ihn zu verhalten, als ihm anzuhangen; ich habe ihn bekämpft in der Gesinnung, in welcher einst er selbst sagte „Alles (aus dem Glauben an Christum in der Lehre sich Entwickelnde) werde geduldet, aber alles werde auch bestritten, nur so, daß, wenn es einmal scharf hergeht, jeder doch wisse und merke, daß Brüder mit einander streiten.“

Wer nun nach Lesung dieser Denkschrift noch glaubt, von der Gemeinschaft seiner Verehrer mich ausschließen zu müssen, der trete hervor, und werfe einen Stein auf mich.

Bonn, den 24. April 1835.

Ferdinand Delbrück.

Nachschrift.

Nachschrift.

Bonn, den 25. October 1836.

Mein Vorhaben war, diese Blätter zurückzuhalten bis die Veranlassung derselben im Namen und Auftrage des Verewigten öffentlich zur Sprache käme.

Hierauf aber ist allem Anschein nach so bald nicht zu rechnen. Vielleicht geschieht es erst nach meinem Tode. Inzwischen liegt die Sache mir zu sehr am Herzen, als daß ich nicht wünschen dürfte, sie je eher je lieber in das Reine zu bringen; und ein solcher Wunsch ist zu natürlich, als daß er mich nicht berechtigen sollte, in dieser Angelegenheit das erste Wort zu nehmen.

Was den eingeschalteten Briefwechsel betrifft: so bildet er einen wesentlichen Bestandtheil meiner Rechtfertigung, ohne, wie mir es wenigstens scheint, etwas zu enthalten, welches hätte den Verewigten bey Lebzeiten bestimmen können, gegen einstige Veröffentlichung desselben Einspruch zu thun. Ich hoffe daher getrost, man werde mir diese Mittheilung nicht zum Vorwurfe machen, weder als unschickliche Zudringlichkeit, noch viel weniger als Rechtskränkung der Freundschaft; ich fürchte nicht, es werde sie als Mißbrauch der Presse irgend einer selbst von denen rügen, welche das Geheimniß vertraulichen Gedankenwechsels in höchsten Ehren halten.

„Betrachtet man sein Werk unmittelbar nach der Vollendung: so ist man dafür noch ganz eingenommen; wenn zu lange nachher, dringt man nicht mehr ein. Für Beschauung der Gemälde giebt es einen einzigen untheil-

baren Standpunct, welcher der rechte ist, alle andere sind zu nahe, zu fern, zu hoch, zu niedrig. In der Malerey bestimmt ihn die Lichtlehre; wer aber thut es im Gebiete des Wahren und Sittlichen?"

Diese Bemerkung Pascal's erhält für mich höchst unerfreuliche Bestätigung, wenn ich den Eindruck, welchen Durchlesung meiner Schrift vor achtzehn Monaten auf mich machte, mit dem vergleiche, welchen ich am heutigen Tage davon empfange.

Damals glaubte ich, von Anfang bis zu Ende innerhalb der Gränzen erlaubter Selbstvertheidigung geblieben zu seyn; jetzo komme ich mir vor, diese durch die scharfe Beurtheilung der Sendschreiben überschreitend, den Schutzkampf verwandelt zu haben in einen Trutzkampf.

Damals schien mir die Einflechtung der langen Rede nebst den wörtlichen Auszügen so vieler Stellen einiger von meinen früheren Schriften durch Pflicht der Nothwehr geboten; jetzo erblicke ich darin etwas durch unbewachte Eigenliebigkeit Herbeygeführtes, welches mich, die Nebenperson, für des Buches Zweck, wie der Titel ihn angiebt, ungebührlich hervorhebt.

Damals behauptete in meinen Augen die Darstellung ungeachtet reger Lebendigkeit eine stets wohl gemessene Haltung; jetzo finde ich sie im Ganzen zu heftig, hier und da ungestüm, sogar leidenschaftlich.

Damals hoffte ich, durch diese Denkschrift manchen Mißwollenden zu Gunsten meiner umzustimmen; jetzo besorge ich, durch sie manchen bisher Gewogenen von mir abzuwenden.

Welche Auffassung ist die richtige? oder sind vielleicht beyde verfehlt, weil das Ganze, als bedeutungslos, weder im Guten noch im Schlimmen geringste Aufmerksamkeit und Theilnahme verdient?

Hierüber schwankt mein Urtheil eben so sehr wie es darin fest steht, daß ich an dem Werke nichts ändern kann, ohne die Einheit desselben zu zerstören, folglich nur die Wahl habe, es entweder zu unterdrücken, oder zu geben, wie es sich, so zu sagen, von selbst gemacht hat.

Ich entscheide mich für das zweyte, in ruhiger Erwartung, ob die Aufnahme, welche es findet oder nicht findet, mehr beytragen werde, meine alten Tage zu erheitern oder zu trüben.

Zweyte Nachschrift
vom 7. April 1837.

Nach mehr als dreymonatlicher Zögerung entschloß ich am 8. Februar d. J. mich, die Handschrift der Buchdruckerey zu übergeben. Am 4. April Abends empfing ich den letzten Correcturbogen. Nunmehr lag das Ganze gedruckt vor mir. In der Frühe des folgenden Tages durchlas ich es in einem Zuge von Anfang bis zu Ende. Diese Durchlesung gab mir Stoff zu Anmerkungen, welche ich sogleich anfing niederzuschreiben zunächst für mich allein, bald darauf aber räthlich fand, sie dem Werkchen als Zugabe beyzufügen nebst einigen an sich wohl entbehrlichen, aber doch vielleicht nicht ganz überflüssigen litterarischen Nachweisen.

Anmerkungen.

Anmerkungen.

1) S. 46. Z. 2 v. u. (in die heiterste Stimmung versetzte.) Diese wurde nicht getrübt durch die der angezogenen Stelle sich unmittelbar anschließende Strafpredigt, worin er sich ohne Grund über die Maßen gegen mich ereifert, als ob ich ihn jemals mit dem Namen eines Pantheisten belegt hätte. Wie könnte ich irgendwann und irgendwo mich so weit vergessen haben, da es meiner innigsten Ueberzeugung nach zwar pantheistische Lehrgebäude giebt, aber keine pantheistisch gesinnte Seelen geben kann. War doch, wie ich in der Schrift über Melanchthon dargethan zu haben glaube, selbst Spinoza kein Spinozist! Das Verwerfliche solcher Lehren liegt meiner Meinung nach nicht darin, daß sie sich der Herzen ihrer Bekenner bemächtigen, sondern darin, daß sie Wissen und Thun durch unübersteigliche Klüfte trennend, in des Menschen Inneres Zwiespalt bringend, das Leben verwirren, nicht darin, daß sie an sich die Kraft besitzen, zu entsittlichen, sondern darin, daß sie der Kraft ermangeln, zu versittlichen, wogegen ihnen nachzurühmen ist, daß sie von Seiten der Bündigkeit den Verstand vollkommen befriedigen. Es kann also für keine Kränkung gelten, jemandes Philosophie als eine pantheistische zu bezeichnen. Hienach urtheile man, warum gedachte Strafpredigt des beabsichtigten Eindrucks bey mir verfehlen mußte. Sie lautet: „Nur eine Warnungstafel möchte ich hier noch aufstellen. Wenn Delbrück für das Christenthum oder eigentlich schon für den Monotheismus fordert, daß die Welt nicht nur ein Werk Gottes, sondern auch ein

zufälliges Werk Gottes sey — seine geliebte Glaubensregel scheint dies freilich völlig frei zu lassen — so sollen also alle diejenigen Pantheisten heißen, welche sich nichts Zufälliges in Gott denken können. In diesem Sinne wird dann bald der größte Theil der denkenden Christen mit mir pantheistisch seyn. Aber wie nun, wenn diese zu Herrn Delbrück sagen: Wir können nicht anders, als den, der in Gott etwas Zufälliges postulirt, für einen Atheisten halten? Nicht freilich bezüglich auf jene Erklärung, welche auch den Fetisch unter dem Namen Gott befassen, sondern auf die, welche das allervollkommenste Wesen bezeichnen soll? Und so wäre es denn am Ende auch für Herrn Delbrück am besten, wenn wir uns mit solchen Wörtern lieber gar nicht befaßten, die ich wenigstens so ungern handhabe, weil sie überall einen Flecken zurücklassen, nicht nur da, wohin sie geworfen werden, sondern auch da, woher sie kommen."

2) S. 49. Z. 1—3. (So sagte einst Lessing) — Er that es in einem Briefe an Mendelssohn vom 9. Januar 1771, wo die Stelle in folgender Verbindung vorkömmt: „Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden."

3) S. 67. Z. 1. (gar besser als sich selbst) Anspielung auf eine Stelle im zweyten Sendschreiben, wo es S. 510 heißt: „Sonst aber — — muß das doch seine Gränzen haben, daß

alle Schriften eines Verfassers als Ein Ganzes anzusehen sind, und daß jedes Werk nur ein einzelnes Auge ist in dem Zweige der Litteratur, dem es angehört. Dieß ist eine vortreffliche Regel für die Leser, zumal, wenn sie es dahin bringen wollen, den Schriftsteller besser zu verstehen als er sich selbst u. s. w.

4) S 82. Z. 17. (zu untergraben und wankend zu machen) In seinem oben mitgetheilten Briefe an mich vom 31. Decbr. 1826 steht S. 21 Folgendes geschrieben:

„Eben diesem Ihren nur äußerlichen Verhältnisse zum Christenthum schreibe ich es zu, daß Sie gar nicht darauf eingehen können, daß es für mich bei klarer Einsicht in die Unzulänglichkeit aller so genannten Beweise nur einen christlichen Glauben an die Unsterblichkeit giebt, und auch Ihr Brief geht, gewiß aus zarter Schonung, ganz hinweg über die Ausfoderung. (S. 215 der Zugabe) in Bezug auf S. 124 Ihres Melanchthon. Dennoch ist dieses ganz und im vollen Sinne meine Wahrheit, und auch die Stelle aus den Reden, welche Sie dort anführen, ruht auf den Aussprüchen Christi." „Wer da glaubt, der **hat** das ewige Leben, der **ist** aus dem Tode zum Leben durchgedrungen." Ganz recht haben Sie freilich, daß dadurch so wohl Hoffnungen als Befürchtungen erstickt werden, weil für beide kein Raum mehr ist in der Gewißheit des Besitzes."

Die angezogene oben S. 6 bereits mitgetheilte Stelle der Reden lautet also:

„Freylich ist der Karakter eines religiösen Lebens die Unsterblichkeit, aber nicht eine solche, wie ihr sie euch einbildet" außer der Zeit und hinter der Zeit, sondern, wie wir sie unmittelbar haben, wie sie eine Aufgabe ist, die wir immerfort lösen. Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen, und ewig seyn in jedem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion."

Im zweyten Sendschreiben S. 485 beschwert er sich über seine Gegner, daß sie so vieles in seiner Glaubenslehre sich befindende wahrhaft Christliche übersehen hätten, ohne gehöriges Gewicht darauf zu legen, hinzufügend: „Daß sie es bei den prophetischen Lehrstücken hernach doch wieder genau nahmen, wie schnell sie auch das Frühere überschlagen hatten, das verdanke ich der natürlichen Neugierde des den Tod fürchtenden Kindes in uns.“

Dieses alles, zusammengenommen mit den von mir S. 82 u. 83 erwähnten anderweitigen Aeußerungen berechtigte mich wohl vollkommen, wie anstößig es auch lauten möge, zu sagen, er sey darauf ausgegangen, den Glauben an ein ewiges Leben im kirchlichen Sinne zu untergraben und wankend zu machen. — Jetzo füge ich hinzu, daß ihm dieses gewiß nicht zum Vorwurfe gereicht, so fern er dafür halten mochte, daß der kirchliche Unsterblichkeitsglaube als Frucht kindischer Todesfurcht unvereinbar sey mit dem Glauben an ein ewiges Leben in seinem Sinne und im Sinne der angezogenen Bibelsprüche Joh. 3, 36; 5, 24, denen man beyzählen kann 17, 3. Hiezu kömmt, daß die mit dem apostolischen Kirchenglauben an Fortdauer so genau zusammen hangende Lehre von einem göttlichen Gerichte, wie er in dem obigen Briefe S. 23 ganz richtig bemerkt, keinesweges christlichen Ursprungs ist: denn wer weiß es nicht, wie weit lange vor Christi Erscheinung der Glaube an einen nachirdischen Zustand der Vergeltung unter dem Menschengeschlecht verbreitet war, wogegen von der Idee eines hienieden ewigen Lebens im Johanneischen Sinne nur erwählete Weise der stoischen Schule Ahnung gehabt zu scheinen, wenn sie einschärfen, es komme bey der aus Befreundung mit seinem Genius, aus dem Zusammenleben mit der Gottheit entspringenden Seligkeit nicht auf die Dauer an.

Um derselben im Vollmaße theilhaftig zu werden, sind nach Antonin (VI. 23) drey Stunden hinreichend; nach unserem Meister genügt vielleicht ein einziger Augenblick, in welchem der Fromme sich schlechthin als Welt fühlt, die Welt schlechthin als sich.

5) S. 88. Z. 4—12 (welches die Ueberlieferung von ihm meldet). Zur zweyten der hier bezeichneten Classen gehörte Lessing, welcher dem von Wundern und Weissagungen hergenommenen Beweise der Göttlichkeit des Christenthums für heut zu Tage gar keinen Werth zugestand, sondern als probehaltig nur zwey anerkannte, deren einen er aus der inneren Wahrheit der Lehre und der ihr inwohnenden Beseligungskraft schöpfte, eingedenk dessen, was der Herr sagt (Joh. 7, 16): „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede — womit freylich einen scharfen Gegensatz bildet der Ausspruch des Apostels Paulus (I. Cor. 15, 17—19): „Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel, so seyd ihr noch in eueren Sünden, so sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen" — woraus ein Uebelwollender den Schluß ziehen könnte, der heilige Paulus selbst habe von der schon dießseit des Grabes heiligenden und beseligenden Kraft des göttlichen Wortes, welches er predigte, nichts empfunden. — Gewiß aber wäre dieser Schluß höchst übereilt, um nicht zu sagen, frevelhaft. Ohne jedoch hiebey zu verweilen, gehe ich über zu dem zweyten der erwähnten Beweise. Dieser lag für Lessing in der Dauer der Kirche und ihrer fortschreitend segensreichen Einwirkung auf die Welt.

„Ich lobe mir, sagt er, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen: so ist dieser rechte Winkel freylich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde; aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete." (V, 162 n. d. ält. B. Ausgabe.)

Dennoch war er so weit entfernt, die Möglichkeit erfüllter Weissagungen und geschehener Wunder zu läugnen, daß er vielmehr beydes für etwas zur Stiftung der Kirche erfoderlich Gewesenes erklärte. Nur meinte er, daß weder das eine noch das andere Beweiskraft haben könne für solche, die es nicht erlebt und mit Augen gesehen. (Eben daselbst 115 – 128). Hiebey aber bedachte er wohl nicht, daß das christliche Hauptwunder, dessen, als aller Wunder wunderbarsten, unbedingte Anerkennung die von ihm so hoch gehaltene Glaubensregel gebieterisch verlangt, seiner Natur nach keine Augenbezeugung zuließ, sondern von des Herrn Vertrauten, wie von uns, auf das Wort der Berichterstatterin angenommen werden mußte. Ueberhaupt aber möchte ich der Meinung Lichtenberg's (II. 51—53) beytreten, daß ein besonnener Mann im Puncte des Wunderbaren sich weit eher bequemen wird, einer vielhundertjährigen Ueberlieferung zu trauen als seinen eigenen Augen.

Wer demnach mit Lessing annimmt, daß die Kirche

ohne Wunderglauben nicht entstehen konnte, dem wird er einräumen müssen, daß sie ohne Wunderglauben nicht bestehen kann, aber nur, so fern dieser einen wesentlichen Bestandtheil der apostolischen Bekennung ausmacht, wogegen, wie mir scheint, das Heil der Kirche ganz ungefährdet bliebe, wenn man auch anfinge, je länger je mehr die evangelischen Wundererzählungen als Berichte wirklicher Ereignisse in Zweifel zu ziehen oder gar zu verwerfen, um sie als erbauliche Sagen, als fromme Dichtungen, desto mehr in Ehren zu halten.

6) S. 93. Z. 7 (mitzusprechen beraubt). „Denn nicht nach einzelnen Aussprüchen sind die Philosophen zu würdigen, sondern nach der Folgerichtigkeit des Bestandes ihrer Lehre" — wie Cicero sagt, welcher freylich als Philosoph bey dem Verewigten nicht viel galt, gleichwohl manches beherzigungswerthe Wort hat fallen lassen, zuweilen selbst dann, wenn er vom Panätius oder einem andern der griechischen Schulweisen, die er zu reiten pflegte, absitzend, „sein eigenes ungelerntes Roß bestieg." (Siehe Schleiermacher's Kritik der Sittenlehre S. 183; vergl. S. 157) Die angeführten Worte befinden sich Tusc. V, 10. lautend: Non igitur ex singulis vocibus philosophi spectandi sunt, sed ex perpetuitate atque constantia.

7) S. 100. Z. 7 v. u. (wie der Begriff des Ketzerischen bestimmt wird). Dr. Twesten an der oben S. 36 angeführten und durch des Meisters beyfällige Anerkenntniß so berühmt gewordenen Stelle seiner dogmatischen Vorlesungen läßt sich am Schlusse derselben über die Glaubenslehre also vernehmen: „Ueberhaupt scheinen sich aber manche in das nicht finden zu können, was eine der schönsten Seiten dieses Meisterwerks seyn dürfte, jene großartige Toleranz, die sich, so viel möglich, über die Gegensätze

zu stellen und, ohne sie zu verkennen, doch nachzuweisen weiß, wie sich das christliche Bewußtseyn gleichmäßig in ihnen ausdrücken könne."

Diesen Ausspruch habe ich in dem Anhange zu den mehr erwähnten Erörterungen (S. 206—209) einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Was ich daselbst beybringe, um darzuthun, daß Gegensätze, welche die Grundlehren betreffen, nicht ausgeglichen werden weder können noch sollen, sondern eine Glaubensgemeinschaft unmöglich machen, ist ohne allen Zweifel dem Dr. Lücke nicht unbekannt geblieben, hat sich aber, wie es scheint, seiner Beystimmung nicht zu erfreuen: denn in seinem unter dem Titel: „Erinnerungen an Dr. Friedrich Schleiermacher" in den theol. St. u. Krit. vom Jahre 1834 befindlichen Aufsatze wiederholt er S. 778 jenen twestenischen Ausspruch, hinzufügend: „Ich schreibe diese Worte nicht nur ab, ich unterschreibe sie durchaus."

Hiedurch erhalten sie freylich ein doppeltes Gewicht; aber wenn dieses auch durch hinzukommende Unterschriften eben so bedeutender Namen verzehnfacht oder gar verhundertfältigt würde: so verbleibe ich doch standhaft bey meiner Behauptung, daß Gemeinden, welche, wie die evangelischen in Preußen, es als wesentlichen Bestandtheil des sonn- und fest-täglichen Gottesdienstes ansehen, das altapostolische Glaubensbekenntniß durch priesterlichen Mund feyerlich abzulegen, nicht als sich Angehörige solche betrachten können, deren Frömmigkeit einzig und allein besteht in dem Gefühle schlechthiniger Abhängigkeit von einem jeder sittlichen Eigenschaft ermangelnden Weltgeiste, gesetzt auch, daß sie dieses Gefühl, sey es im Herzen, sey es nur mit dem Munde auf die Erlösung durch Jesum von Nazareth beziehen; ich bleibe standhaft bey meiner Behauptung, daß

so widerstrebende Elemente vereinigen wollen nichts anderes heißt, als den Begriff der Kirche aufheben, und ich bin dreist genug, diese Meinung auszusprechen, selbst auf die Gefahr nach S. 779 armseliger Unduldsamkeit geziehen, als Buchstabenknecht verschrieen zu werden.

8) S. 100 letzte Zeile (wie kein anderer vermogte) Ueber die Sendschreiben befindet sich am angeführten Orte S. 779 und 80 von Dr. Lücke eine lange Stelle, welche zu merkwürdig ist, als daß ich der Versuchung widerstehen könnte, nicht zwar sie zu unterschreiben, aber auch nicht bloß abzuschreiben, sondern durch untermischte Anmerkungen zu umschreiben, oder vielmehr umzuschreiben. Sie lautet:

I.

„Es ist das glückliche oder unglückliche Geschick jedes großen eigenthümlichen Werkes, vielfältig bestritten zu werden. Unverstand und Mißverstand haben daran, wenn nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Antheil, als der Trieb der Wahrheit."

Welch' ein Gegensatz! denn, bedeutet hier, was kaum einen Zweifel leidet, Unverstand und Mißverstand so viel wie Nichtverstehen und Mißverstehen: so ist ja hievon das Widerspiel richtige und gründliche Einsicht, nicht aber der Trieb nach Wahrheit, als welcher, wie rein er auch sey, für sich allein nicht vermag, gegen unvollständige oder irrige Auffassung fremder Gedanken zu schützen.

II.

„So ist es auch der schleiermacherischen

Dogmatik ergangen. Bei seiner Einsicht in den Zustand der Kirche und Theologie und seinem bescheidenen Bewußtseyn, eben zunächst nur seine Auffassung der christlichen Glaubenslehre, und keine absolute Dogmatik zu geben, war er darauf gefaßt, sowohl mißverstanden, als angegriffen zu werden."

---

a) Des Werkes Titel: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche im Zusammenhange dargestellt von Dr. Friedrich Schleiermacher" — kündigt keinesweges ein bloß persönliches Glaubensbekenntniß an, sondern eine Glaubenslehre mit vollstem Anspruch auf kirchliche Gültigkeit.

b) Ist, wie es scheint, unter absoluter Dogmatik eine vollendete, keiner Verbesserung fähige und bedürftige zu verstehen: so kann es für keinen Beweis seiner Bescheidenheit gelten, wenn er nicht wähnte, eine solche aufgestellt zu haben, weil er sich im entgegengesetzten Falle einer Anmaßung schuldig gemacht hätte, welche man in einem vernünftigen Manne, geschweige denn in einem so hocherleuchteten Weisen, nicht voraussetzen darf, ohne ihn schwer zu kränken.

c) Die Wörtlein sowohl — als (welchem letzteren hier sein liebes auch ungebührlich vorenthalten ist) sind für mich ein Stein des Anstoßes, den ich, um nicht zu stolpern, aus dem Wege räumen muß, indem ich sie mit andern vertausche, nach folgender Leseart — „war er darauf gefaßt, nicht nur mißverstanden, sondern auch (nämlich in Folge der Mißverständnisse) angegriffen zu werden." — Der so gefaßte Gedanke, welcher an Nettigkeit des Wortausdrucks nichts zu wünschen übrig läßt, führt auf die Vermuthung,

der Meister habe dafür gehalten, es müsse, wer ihn verstehe, ihm nothwendig beypflichten, es könne ihn nur bestreiten, wer ihn mißverstehe. Was jener Vermuthung das Wort redet ist die dem heiligen Anselmus entnommene Titelinschrift des Werkes. Sie vereinigt zwey Aussprüche desselben, welche sich befinden, der eine im Prosologium, der andere im Buche vom Dreyeinigkeitsglauben.

Dort spricht Anselmus als Philosoph, in einem inbrünstigen Gebete betheuernd, er strebe nicht, in die Tiefe der Gottheit zu dringen, sondern nur nach einem gewissen Maße von Einsicht in die Wahrheit, welche sein Herz glaube und liebe, hinzufügend: „Neque enim quaero intelligere ut credam, sed credo ut intelligam.“ (Nicht ja trachte ich zu verstehen, um zu glauben, sondern ich glaube, um zu verstehen.)

Am andern Orte spricht er als Theolog, um einzuschärfen, kein Christ dürfe sich erkühnen, in Ansehung der Kirchensatzungen und heiligen Schriften zu untersuchen, ob vielleicht, was sie enthalten, ungegründet sey, sondern nur demüthig forschen, warum es gegründet sey; und in dieser Gedankenverknüpfung sagt er: „Nam qui non crediderit, non experietur, et qui expertus non fuerit, non intelliget.“ (Denn, was man nicht glaubt, dessen wird man nicht inne; und wessen man nicht inne wird, das versteht man nicht.)

Wer sieht nicht, daß an der ersten Stelle die Rede ist vom Vernunftglauben, an der andern vom Offenbarungsglauben. Gleichwohl, als ob sie, nur äußerlich getrennt, innerlich zusammen gehörten, verflicht die Inschrift beyde in ein Ganzes, zu welchem Zwecke? — wie es scheint, zu keinem andern, als um in dem Werke ein solches zu bezeichnen, dessen Sinn niemand fassen könne, der nicht die Ueber-

zeugung von seiner Untrüglichkeit hege. Kein Wunder daher, wenn der Meister und die Jüngerschaft verschmähen, irgend einem noch so wohl angethanen Gegner, als einem Urtheilsunfähigen, Rede zu stehen, wenn sie jeden noch so wohl begründeten Einwurf als bloßes Mißverständniß niederschlagen. Wie aber, wenn ein beherzter Widersacher das Ding umkehrte und der Titelinschrift zum Trotze steif und fest behauptete, es könne niemand dem Werke beypflichten, der es verstehe, sondern nur, wer es nicht verstehe? Eine Vermessenheit wäre der anderen werth.

III.

„Seine Sendschreiben über seine Glaubenslehre, worin er sich des polemischen Stoffes zu entledigen sucht, damit ihn dieser bei der zweiten Ausgabe des Werkes nicht stören möchte, zeigen, wie großartig er über die erfahrenen Angriffe dachte, wie er nämlich jeden redlichen Gegner mehr als Mithelfer an dem gemeinsamen Werke, denn als eigentlichen Gegner ansah.“

---

a) Unverwerfliche Zeugnisse der großartigen Denkweise des Meisters gegen seine Bestreiter geben vorstehende Blätter in Fülle.

b) Die hier vorkommende Eintheilung der Gegner in eigentliche und uneigentliche hat etwas Räthselhaftes. Aufschluß gewährt eine Stelle des ersten Sendschreibens, wo es S. 257 heißt: „Gegner kenne ich im Allgemeinen nur, wo es Absichten gilt und Thaten; der Denker hat

nur Mitarbeiter, der Schriftsteller hat nur Leser, und ein anderes Verhältniß kenne ich bei beiden nicht.“ — — Ich erlaube mir, zu bemerken, daß von dieser Begriffsbestimmung der Sprachgebrauch nichts weiß, nach welchem der Name Gegner jeden bezeichnet, der mit uns nicht einerley Meinung ist. Wer also einen andern bestreitet, ist dessen Gegner, auch wenn er es nicht als Widersacher thut, sondern in redlichster Absicht und freundschaftlichster Gesinnung. Uebrigens erinnere ich mich in den Sendschreiben keiner Stelle, wo der Meister einem seiner Gegner die Ehre erwiese, ihn als Mithelfenden zu betrachten an dem gemeinsamen Werke, worunter vermuthlich zu verstehen ist der Aufbau einer absoluten Dogmatik, vor dessen Vollendung nach dies Grundrisse oder irgend einem anderen der Himmel die liebe Christenheit immerdar gnädiglich bewahren wolle.

IV.

„Er versuchte in diesen Sendschreiben die Mißverständnisse zu heben, und bei Unbefangenen ist ihm dieß gewiß im hohen Grade gelungen.“

Wie? Bey Unbefangenen, zu welchen doch ganz unstreitig, wenn irgend wer, Dr. Lücke gehört, ist ihm Beseitigung der Mißverständnisse nicht völlig gelungen, sondern nur im hohen Grade? das klingt doch etwas bedenklich.

V.

„Aber, wie er bei der ersten Darstellung seines Werkes bis auf einen gewissen Grad sorglos gegen mögliche Mißverständnisse manches weder deutlich noch bestimmt genug gefaßt

hatte, und überhaupt gewohnt war, seinen Lesern zuzumuthen, weil er es selbst that, jedes Einzelne aus dem Ganzen und seine Dogmatik aus dem Zusammenhange seines gesammten theologischen Denkens zu verstehen, so hat er auch in diesen Sendschreiben zum Theil wirklich aus künstlerischer Furcht vor langweiliger Breite, zum Theil aus edler Sorglosigkeit vieles mehr nur angedeutet, als ausgeführt, und so manchen Stoff des Mißverstehens zurückgelassen, ja bei seiner Art, Spitzen und Hiebe nach links und rechts auszutheilen, denselben vielleicht vermehrt."

---

a) Bisher vereinigten sich, so viel ich weiß, alle, welche das Werk zum Gegenstande gründlichen Studiums gemacht hatten, darin, es zu bewundern als ein mit besonnenster Ueberlegung gearbeitetes, welche selbst da, wo der Ausdruck schwankend und unbestimmt ist, mit tiefer Absichtlichkeit verfährt. Glaubt nun der Verfasser, Spuren der Sorglosigkeit darin entdeckt zu haben: so ist er verbunden, diese nachzuweisen, wenn er nicht bey Uebelwollenden sich dem Verdachte aussetzen will, daß er es nicht hinreichend kenne, um darüber mitsprechen zu dürfen. Er ist dieser Verpflichtung zu genügen sich selber schuldig um so mehr, da, was er S. 778 beybringt, um des Werkes Kirchlichkeit zu retten, nicht grade geeignet ist, jenen Verdacht zu entkräften: denn das eben zu Erweisende stellt er hier als bereits Ausgemachtes hin, wie einer, welcher gar nicht weiß, um welche Puncte der Streit sich wendet. Höchst auffallend ist es auch, daß er an dieser Stelle des Unterschiedes zwischen den beyden Ausgaben nicht gedenkt,

sondern sich begnügt, flüchtig anzudeuten, die angebliche Sorglosigkeit sey nur in der ersten Darstellung anzutreffen.

b) Bey den Worten, — weil er es selbst that — fragt sich: Was that er selbst? — Antwort: Was er seinen Lesern zumuthete. Was muthete er seinen Lesern zu? Antwort: jedes Einzelne aus dem Ganzen und seine Dogmatik aus dem Zusammenhange seines gesammten theologischen Denkens zu verstehen. — Dieß also war es, was er selbst that! Hilf Himmel! Welche, ich will nicht sagen, Verworrenheit in den Begriffen, sondern Vernachlässigung des Wortausdrucks. Ueber die angebliche Zumuthung selbst siehe oben S. 110. Anmerkung 3.

c) Uebertriebene Furcht vor langweiliger Breite ist ein Fehler, von welchem sich gewiß nur wenige unter uns so frey wissen, wie Dr. Lücke. Um so mehr gereicht es ihm zur Ehre, daß er sie an dem Meister nicht nur nicht tadelt, sondern sogar als eine, wenn auch nicht sittliche, doch künstlerische Tugend preiset.

d) Sorglosigkeit, wenn man hierunter mit Adelung versteht Mangel an ernster Richtung des Gemüths auf einen Gegenstand, kann nie etwas Edeles seyn, sondern nur unter Umständen etwas Zulässiges, gewiß aber selbst dieses nicht in einem Falle, wie der, welcher dem Meister die Sendschreiben abnöthigte. Und so zerplatzt das hier gespendete Lob wie eine Seifenblase. — —

e) Von welcher Sorte mag wohl die Sorglosigkeit seyn, mit welcher der Verfasser hier ohne irgend ein Zeichen der Mißbilligung, sondern wie es scheint unter beyfälligem Lächeln den hochverehrten Meister zur Schau stellt, wie er in theologischer Doctortracht einher schreitend links und rechts Spitzen (soll vermuthlich heißen Stiche) und Hiebe austheilt, unter die, welchen Er, der Meister selbst

das Zeugniß giebt, überall, wo sie ihm begegneten, sich ehrerbietig vor ihm verneigt, ja sogar dann und wann zu tief gebückt zu haben? Wem fällt hiebey nicht ein, was einst Kant äußerte: (Intelligenzblatt d. Allg. Lit. Zeit. von 1799. N. 109.) „Ein italienisches Sprichwort sagt, Gott bewahre uns nur vor unseren Freunden; vor unseren Feinden wollen wir uns wohl selbst in Acht nehmen. — Es giebt nämlich gutmüthige, gegen uns wohl gesinnte, aber dabey in der Wahl der Mittel, unsere Absicht zu begünstichen, sich verkehrt benehmende (tölpische) aber auch — — — — — — so genannte Freunde, vor denen und — — — man nicht genug auf seiner Hut seyn kann."

Möge ein günstiges Geschick über den theueren Namen des Verewigten walten, um ihn auf immerdar zu schirmen vor solchen Lobhudeleyen und ähnlichen, dergleichen jüngst ein anderer Thyrsusschwinger ihm darbrachte, als einem Manne, welcher auf dem Lehrstuhle täglich drey Stunden hinter einander in Brillantfeuer strahlte.

VI.

„Man hat ihm dieß als Vornehmheit ausgelegt. Aber das ist unrecht. Er verachtete in wissenschaftlichen Dingen nur den baaren Unverstand, den bösen Willen der Bedeutungslosen. Sonst ging er gern ein, aber nicht leicht weiter und länger, als das Interesse seines Geistes an der Wahrheit es gestattete."

Was hat man ihm als Vornehmheit ausgelegt? doch nicht die Vermehrung der bereits vorhandenen Mißverständnisse? oder gar die erfolgte Austheilung so vieler Spitzen (Stiche) und Hiebe? Schwerlich, sondern allem

Vermuthen nach obgedachte edle Sorglosigkeit und künstlerische Furcht vor langweiliger Breite. Das beydes also, nicht aber Vornehmheit, hat ihm in den Sendschreiben die Feder gegen seine Bestreiter geführt. Gewiß haben diese es als Auszeichnung anzusehen, daß er geruhet hat, sich zwar nicht gründlich und nicht tief, aber doch, so weit das Interesse seines Geistes an der Wahrheit es gestattete, mit ihnen einzulassen: denn es geht ja hieraus deutlich hervor, daß er sie nicht den ganz Bedeutungslosen beyzählte von baarem Unverstande und bösem Willen.

VII.

„So werden die Angriffe und Mißverständnisse noch eine Zeitlang fortdauern, bis es seiner Dogmatik gelungen ist, in den Geist unserer Kirche und Theologie allgemeiner einzudringen, und die in ihr liegende Wahrheit zum Gemeingut zu machen."

---

a) Mißverständnisse und kein Ende! Hat denn die neue Ausgabe nichts von diesem Unrathe weggeschafft? Nein — wie es scheint: denn sonst überginge wohl Dr. Lücke sie nicht mit Stillschweigen, wie einer, der nichts von ihr weiß, als daß sie in den Jahren 30 und 31 erschienen ist.

b) Die Worte, „bis es seiner Dogmatik gelungen ist, — — die in ihr liegende Wahrheit zum Gemeingut zu machen" klingen ja beynahe, als ob selbst nach des Verfassers Meinung die von ihm so hoch gepriesene Dogmatik nicht ganz lautere Wahrheit enthalte, sondern hie und da mit Irrthum vermischte, wovon sie nach und nach sich reinigen müsse, um Gemeingut der evangelischen Kirche

werden zu können. Schön! vortrefflich! Welch', ein Wonnelaut nach so lang gedehntem, herben Mißgetön!

Plötzlich umgestimmt, wie durch Bezauberung, reiche ich meinem edlen Gegner traulich die Hand zur Versöhnung. Möchte er einschlagen! und nicht nur das, sondern auch zu Herzen nehmen, was ich oben S. 101 auszusprechen gewagt habe. Das Verdienst theilweisiger Vollziehung meines Vorschlages sich zu erwerben, wem kann es näher liegen, als meinem werthen Landsmanne und ehemaligen theueren Amtsgenossen, Ihm, welchen der Meister durch Widmung der Sendschreiben vor den Seinen sammt und sonders ehrenhaftest ausgezeichnet hat.

---

9) S. 103. Z. 18 (seinen Worten unwiderstehliche Kraft gab.) In allem, was er sagt, spricht sich eine so überlegene Persönlichkeit aus, daß man Scheu trägt, nicht beyzupflichten." Dieser, aller Lobsprüche, welche Quintilian Cicero's weltlicher Beredsamkeit ertheilt, schönster, gebührt unstreitig auch der geistlichen Schleiermacher's. Jene Worte befinden sich Inst. X, I, 111. lautend: Jam in omnibus, quae dicit, tanta auctoritas inest, ut dissentire pudeat.

Nachweise.

1) S. 14. Z. 3 (mit gleicher Stärke ausgesprochen) Dieses ist geschehen in einem 1822 erschienenen Werkchen: Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen. Buch II. Abschnitt XI.

2) S. 28. Z. 5 (daraus wird nichts) Siehe Kant's vermischte Schriften III. S. 372.

3) S. 34. Z. 3 v. u. (des Redners Aeschines) Siehe Aeschines Rede gegen den Timarchos S. 277 nach Bekker's Ausgabe, und Cicero's Rede für den Cölius Cap. 26; und vergl. über beyde Mureti var. lect. VIII. 20.

4) S. 37. Z. 15 (erster Ausgabe) Es versteht sich von selbst, daß in der ganzen Schrift die Anführungen der Glaubenslehre sich auf deren erste Ausgabe beziehen.

5) S. 39. Z. 1 (Sendschreibens) Die Sendschreiben sind neu abgedruckt in der sämmtlichen Werke erster Abtheilung zweytem Bande, mit hinzugefügter Seitenzahl der ersten Ausgabe am Rande.

6) S. 41. Z. 2 (im Geiste des echten Protestantenthums) Diesen Gedanken habe ich ausgeführt in einer im J. 1811 gehaltenen Amtsrede, befindlich im ersten Bande der 1831 erschienenen Sammlung meiner Reden.

7) S. 48. Z. 5 (mich drey Male zu nennen) Dieses geschieht S. 499. 512. 529.

8) S. 50. Z. 10 v. u. (gelehrtesten seiner Ausleger) Gemeint ist Fried. Aug. Wolf.

9) S. 57. Z. 10 v. u. (Gedenke oft des Spruches) Aus Thomas v. Kempen I. 1, 5.

10) — Z. 6 v. u. (Ich lief verirrt) Aus dem Liede: Ich will dich lieben meine Stärke. Str. 4.

11) S. 58. Z. 1 (zu dir im Glauben) Aus dem Liede: Mein Jesu, dem die Seraphinen Str. 8.

12) — Z. 4 v. u. (O Gott, der du die Wahrheit bist) Aus Thomas v. Kempen I. 3, 2.

13) S. 61. Z. 14 v. u. (vor der doppelten Täuschung) Aus Klopstock's Messias XVII. 473 u. 474.

14) S. 62. Z. 6 (Paul Sarpi) Ich habe vor bereits

beynahe 30 Jahren dem Andenken dieses großen Mannes eine schwache Huldigung darzubringen gesucht in einer Rede, welche die oben angeführte Sammlung meiner Reden eröffnet.

15) S. 79. Z. 12 v. u. (Oekonomie) Siehe über diesen wichtigen Gegenstand Ribovii commentatio de oeconomia patrum. Vgl. Lessing's Werke VI, 222—224 n. d. ä. Verl. A.

16) S. 83. Z. 5 v. u. (der Egoismus, selbst der leiseste) Söhne des Thales II. 305 n. d. A. von 1804.

17) S. 85. Z. 14 v. u. (mit Bacon sagen) Siehe Sermones fideles I. de veritate.

18) S. 88. Z. 5 v. u. (Kann mir jemand hinüber helfen) Lessing's Werke V. S. 125 n. d. ä. Verl. A.

19) S. 96. Z. 2 (in Platon's Phädrus) Platon v. Schleiermacher I. S. 145 (264).

20) S. 97. Z. 12 v. u. (Pascal so beredt preiset) Pensées de Pascal XXXI. 31. Suppl. Art. III.

21) S. 104. Z. 9 v. u. (wie ich schon vor Jahren öffentlich aussprach) In der Vorrede zu den Erörterungen.

22) S. 105 Z. 6 v. u. (Brüder mit einander streiten) Siehe Th. St. und Krit. 1831. S. 39.

23) S. 106. Z. 4 v. u. (Betrachtet man sein Werk unmittelbar) Pensées XXV. 3.

Berichtigungen.

S. 74. Z. 16. Statt unserer selbst — lies — unser selbst.
S. 98. Z. 5. v. u. Statt hervorstehend — lies — bevorstehend.

Geständniß.

Geständniß.

Wer etwa der Leser dieses Büchleins darin das Buntscheckige der Wortschreibung und Zeichensetzung mißfällig vermerkt und anstößig findet, beliebe zu erwägen, daß ich diesen Uebelstand nicht umgehen konnte, weil ich dafür hielt, jedem der angeführten Schriftsteller die seinige lassen zu müssen. Aber, wie ich leider sehe, bin ich hierin mir wohl nicht ganz treu geblieben, in Folge keinesweges löblicher, höchstens verzeihlicher Sorglosigkeit, welche ich hiedurch offenherzig eingestehe, damit nicht ein Widersacher auftrete, mich des Vergehens unredlicher, wenn auch nicht Wort- doch Buchstaben-Verdrehung, absichtlicher, wenn auch nicht Gedanken- doch Strichlein-Verfälschung zu beschuldigen.

Bonn, den 11. April 1837.

Gedruckt bei Carl Georgi.

Folgende Schriften des Verfassers der gegenwärtigen sind bei A. Marcus in Bonn erschienen:

Delbrück, Ferd., Christenthum. Betrachtungen und Untersuchungen. Erstes und zweites Buch. gr. 8. 1822. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— — dessen zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Philipp Melanchthon der Glaubenslehrer. Eine Streitschrift. gr. 8. 1826. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— — dessen dritter Theil. Auch unter dem Titel: Erörterungen einiger Hauptstücke in Dr. Fr. Schleiermachers christl. Glaubenslehre. Nebst einem Anhange. gr. 8. 1827. 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.

— — Lehrsätze, Rathschläge und Fragen über Erziehung und Unterweisung der Jugend. Zum Gebrauche bei seinen akademischen Vorträgen über Pädagogik. 8. 1823. 12 Ggr. od. 54 kr.

— — Magdeburg. Eine Rede zur Beehrung seiner Vaterstadt verfasset. gr.8. 1823. geh. 12 Ggr. od. 54 kr.

— — Platon, eine Rede gehalten zu Bonn den 22. April 1819, bei Eröffnung seiner Vorträge über Platons Lehre von den göttlichen Dingen. 8. 1819. geh. 4 Ggr. od. 18 kr.

— — Reden. Nach der Zeitfolge gesammlet, überarbeitet und mit Anmerkungen versehen. 2 Bände. gr. 8. 1831. 1 Rthlr. 12. Ggr. od. 2 fl. 42 kr.

— — über die Mittel, den staatsverderblichen Richtungen der Zeit bei der Schuljugend entgegenzuwirken. 8. 1825. geh. 3 Ggr. od. 12 kr.

— — Vertheidigung Platons gegen einen Angriff Niebuhrs auf dessen Bürgertugend. gr. 8. 1828. geh. 8 Ggr od. 36 kr.

— — Xenophon. Zur Rettung seiner durch B. G. Niebuhr gefährdeten Ehre dargestellt. gr. 8. 1829. 1 Rthl. 4 Ggr. od. 2 fl.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Delbrück, Ferdinand,

Der verewigte Schleiermacher ein Beytrag zu gerechter Würdigung desselben

Bonn 1837

Biogr. 1060 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066733-6